

geographische
revue

Zeitschrift für Literatur und
Diskussion

Jahrgang 14 · 2012 · Heft 2

China

geographische

revue

Jahrgang 14 · 2012 · Heft 2

Essays

- | | |
|--|----|
| Hans-Dietrich Schultz | 5 |
| China- und Europabilder: zur aktuellen Wiederbelebung alter Argumente der klassischen deutschen Geographie | |
| Tobias ten Brink | 36 |
| Kontinuität und Wandel: China in der westlichen Chinaforschung | |
| Hermann Kreutzmann | 53 |
| Modernisierung um jeden Preis? Modernisierungsansätze und Folgewirkungen in Chinas fernem Westen | |
| Christian Wuttke | 71 |
| Die Renaissance der Stadtplanung in China: Concept Planning als Versuch der (Wieder-)Gewinnung von Steuerungsfähigkeit im Transformationsprozess | |

89

Susanne Stein

Von Schwarzen Stürmen und Gelben Drachen. Sand-
und Staubstürme in der Volksrepublik China zwischen
Expertendiskurs und Alltagswissen, 1979-2011

108

Yaohui Shao und Johannes Küchler

Flächen und Räume als Objekte Interessen-geleiteter
Wahrnehmung: „traditionelle“ versus „moderne“
chinesische Kartographie

Impressum

Herausgeber, Selbstverlag:
Geographische Revue e.V., Flensburg
Redaktion:
Wolfgang Aschauer, Günther Beck, (ver-
antwortlich für diese Ausgabe),
Jörg Becker
Druck:
Rhiem Druck GmbH, 46562 Voerde
Layout und Satz:
Günter Raabe, 37079 Göttingen
Copyright:
Geographische Revue e.V.
ISSN: 1438-3039
Das Einzelheft kostet 12,00 EUR (zzgl.
Versandkosten), das Jahresabonnement
22,00 (private Abnehmer) bzw. 30,00 EUR
(Institutionen; jeweils zzgl. Versand).

Die geographische *revue* erscheint
zweimal im Jahr.
Redaktions- und Bestelladresse:
Geographische Revue
Zwoller Str. 33, 46485 Wesel
Die Redaktion lädt alle Interessenten zur
Mitarbeit ein. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte kann jedoch keine Gewähr
übernommen werden.
Rezensionsexemplare (bitte zwei Exem-
plare) werden erbeten an:
Prof. Dr. Wolfgang Aschauer,
An der Reitbahn 15 b
24937 Flensburg
Internet: www.geographische-revue.de

Hans-Dietrich Schultz ■

China- und Europabilder: zur aktuellen Wiederbelebung alter Argumente der klassischen deutschen Geographie¹

1 Zielsetzung

Ob man aus der Geschichte etwas lernen kann, ist umstritten, dass alte Argumente unerkannt ein Revival erleben können, kommt dagegen öfter vor. Das ist auch bei Jared Diamond der Fall, dem amerikanischen Physiologen, Evolutionsbiologen und zuletzt Professor der Geographie, der mit seinen Büchern zur Lage und Zukunft der Menschheit überaus breitenwirksam publiziert. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts erschien sein mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnetes Buch „Arm und Reich. Das Schicksal menschlicher Gesellschaften“ („Guns, Germs, and Steel. The Fates of Human Societies“), das sich zum Ziel gesetzt hat, die Unterschiede in der Entwicklung von Gesellschaften in Großräumen zu erklären.

Im Folgenden konzentriere ich mich auf China und Europa, die bei Diamond einen Schwerpunkt bilden, und werde zeigen, dass seine Argumente im Kern die Argumente der klassischen (ritterschen) Geographie des 19. Jahrhunderts reproduzieren. Diese rittersche Geographie war von Anfang an global ausgerichtet und untermauerte Europas erfolgreiches Dominanzstreben in der Welt gegenüber Asien und China mit quasi-naturwissenschaftlichen Argumenten. Gezeigt wird ferner, wie aus der vermeintlich abgeschlagenen Kulturmacht der Vergangenheit – geographisch isoliert und kulturell stagnierend – später bei führenden Geographen ein Konkurrent der Zukunft für Europa wird, der dessen Exklusivität als Daueranspruch in Frage stellt. Dabei werden neben völkertypologischen Klischees, Bedrohungsvorstellungen und Ressentiments auch rassi(sti)sche Argumente ins Feld geführt. Abschließend kontrastiere ich die optimistische Sicht auf die beschleunigte „Verwandlung der Welt“ (Osterhammel 2011) im 19. Jahrhundert durch die teleologische Brille der klassischen Geographie mit heutigen pessimistischen Szenarien für die Zukunft des Planeten und plädiere für eine Restitution des alten Verbundes von Geographie und Geschichte, der außerhalb der heutigen Geographie wieder Konjunktur hat.

2 Geschichte als Naturwissenschaft?

Zunächst zu Diamond. Im Gegensatz zu Ansätzen, die die Entwicklungsunterschiede in der Welt durch Kombination von wirtschafts-, mentalitäts- und kulturhistorischen Faktoren zu erklären versuchen, ist Diamond eine solche mehrfaktorielle Vorgehensweise suspekt. Er sucht und anerkennt allein die „echten, tiefergehenden Erklärungen“, soll heißen: nicht die „unmittelbaren Faktoren“, sondern nur die „eigentlichen Ursachen“ (12f.), die von den Weltgeschichtlern ignoriert würden, was ihn veranlasst, „die Wurzeln der heutigen [!] Ungleichheit mit Sicherheit [!] in der Vorgeschichte“ (30) zu suchen. Dazu passt, dass er die „Geschichtswissenschaft als historische Naturwissenschaft neben anerkannten Disziplinen wie Evolutionsbiologie, Geologie und Klimatologie“ (1998: 40) etablieren will. An die Stelle komplizierter nicht-naturwissenschaftlicher Theorien sollen einfache letzte Gründe treten, die allen anderen Erklärungen vorgeschaltet werden und als Referenzpunkte dienen.

Das Fazit seines Buches ist die Behauptung: „Die auffälligen Unterschiede zwischen der Geschichte der Völker der verschiedenen Kontinente, in großen Zeiträumen betrachtet, beruhen nicht auf angeborenen Unterschieden zwischen den Völkern, sondern auf der Unterschiedlichkeit ihrer Umwelt. Hätte man die Bevölkerungen Australiens und Eurasiens im ausgehenden Eiszeitalter miteinander vertauscht, so würden die ursprünglichen australischen Aborigines nach meiner Vermutung heute den größten Teil Nord- und Südamerikas und Australiens sowie Eurasiens in ihrem Besitz halten, während die ursprünglichen Eurasier ihr Dasein als unterdrückte Minderheit in Australien fristen würden“ (501). Vier Gruppen von Umweltdifferenzen hält Diamond für kausal verantwortlich:

1. Biogeographische Unterschiede der Kontinente in der Ausstattung mit domestizierbaren Wildpflanzen und Wildtieren (> Beeinflussung der Lebens- und Wirtschaftsweise der Bewohner),
2. die Achsen-Ausrichtung der Landmassen im Gradnetz (> Ost-West-Achse oder Nord-Süd-Achse) und ihre ökologischen wie geographischen Barrieren (Beeinflussung der *intra*-kontinentalen Diffusion und Migration),
3. die Lage der Kontinente zueinander (> Beeinflussung der *inter*kontinentalen Diffusion und Migration),
4. die Flächengröße und Bevölkerungsmenge der Kontinente (> Beeinflussung der Zahl der Erfinder und der Zahl der Konflikte zwischen den Gesellschaften).

Mit *Umweltdeterminismus*, wehrt er ab (vgl. kritisch Sonderegger 2004: 243ff.), habe dies jedoch nichts zu tun, sondern nur damit, „daß die Umwelt in manchen Regionen mehr Ausgangsmaterial und günstigere Bedingungen für die Nutzung von Erfindungen“ biete „als in anderen“ (505).

Auf der Ebene kleinerer Räume stellte sich Diamond die Frage, wie es gekommen sei, „daß Vorderasien und China ihren enormen Vorsprung von mehreren tausend Jahren vor dem Nachzügler Europa einbüßten“ (507). Für Vorderasien ist ihm dies klar: Die dortigen Gesellschaften hätten durch Zerstörung ihrer Ressourcenbasis ökologischen Selbstmord

begangen. Die Bewohner Nord- und Westeuropas hätten sich zwar nicht klüger verhalten, jedoch das Glück gehabt, „in einer weniger empfindlichen, niederschlagsreicheren Umwelt mit rasch nachwachsender Vegetation zu leben“ (509). Für Chinas Verlust des technologischen Vorsprungs gegenüber dem lange Zeit rückständigen Europa nimmt er dagegen als eigentlichen Grund große Unterschiede in ihrer Küstengestalt und ein orographisch anders gebautes Landesinnere an; denn ökologisch gesehen sei das Gebiet zwischen Himalaya und Pazifikküste reich ausgestattet und weniger empfindlich als das vorderasiatische gewesen.

Während Europas Küsten durch Halbinseln und Buchten sowie zahlreiche vorgelagerte Inseln stark zergliedert seien, verfüge China nur über wenige Halbinseln und Inseln und eine viel gleichmäßiger verlaufende Küstenlinie. Auch stellten die Gebirge östlich des Himalaya viel geringere Barrieren dar als die Gebirge im Innern Europas, und schließlich seien Chinas zwei große Flusssysteme relativ leicht miteinander zu verbinden gewesen, so dass zwei geographische Kernregionen „schließlich zu einem einzigen politischen Kern verschmolzen“ (514) seien. Ganz anders Europa! Hier zeige die Erdoberfläche eine „geographische Balkanisierung“ (515), die die Entstehung unzähliger Konkurrenzgesellschaften begünstigt habe, die wiederum jede politische Einigung Europas verhindert hätten. An diesem geographischen Argument macht Diamond seine Erklärung der Entwicklungsunterschiede zwischen Europa und China fest.

Ursprünglich habe sich Chinas geographische Homogenität allerdings positiv auf seine Entwicklung ausgewirkt, denn sie habe den Austausch von Produkten und die Diffusion von Innovationen innerhalb des Landes begünstigt, später habe sie jedoch die gegenteilige Wirkung gehabt, nämlich dafür gesorgt, dass tyrannische Entscheidungen der Zentrale, wie der Stopp von Innovationen, landesweit durchgesetzt werden konnten, was in China wiederholt der Fall gewesen sei, so z. B. Anfang des 15. Jahrhunderts das Verbot der Hochseeschifffahrt und damit das Ende des Schiffsbaus in China. Für Europas politische Mehrkernigkeit sei ein solcher Stopp dagegen unmöglich gewesen. Was der eine Staat unterlassen habe, habe eben ein anderer vorangetrieben. Weitere ungünstige Faktoren seien für China hinzugekommen, darunter seine Isolierung „von den anderen fortgeschrittenen Zivilisationen Eurasiens“. „Im Grunde“ habe China „einer riesigen Insel innerhalb eines Kontinents“ (516) geglichen, wohingegen Europa über Vorderasien entscheidende Entwicklungsimpulse erhalten habe.

Auch andere Autoren, wie Ian Morris, fragen sich aktuell, „warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden“ (2011a, Untertitel) und suchen eine Antwort bei der Geographie. Die Geographie, so Morris dezidiert in einem Spiegel-Interview, sage „uns, wieso ausgerechnet der Westen und nicht eine andere Region in den letzten 200 Jahren die Welt beherrschte“ (Morris 2011b: 129). Auf die Frage des Redakteurs, ob „aufgrund der geographischen Bedingungen und des Startvorteils des Westens (...) die Entwicklung im Osten dauerhaft hinterherhinken“ müsse, antwortete Morris: „So einfach ist es leider nicht. Mit der Zeit kann der Ort seine Bedeutung verändern. Geographische Nachteile können sich in Vorteile verwandeln und umgekehrt. Es herrscht das Prinzip der Wechselwirkung. Die

Geographie beeinflusst die gesellschaftliche Entwicklung, aber diese verändert auch die geographischen Faktoren“ (129).

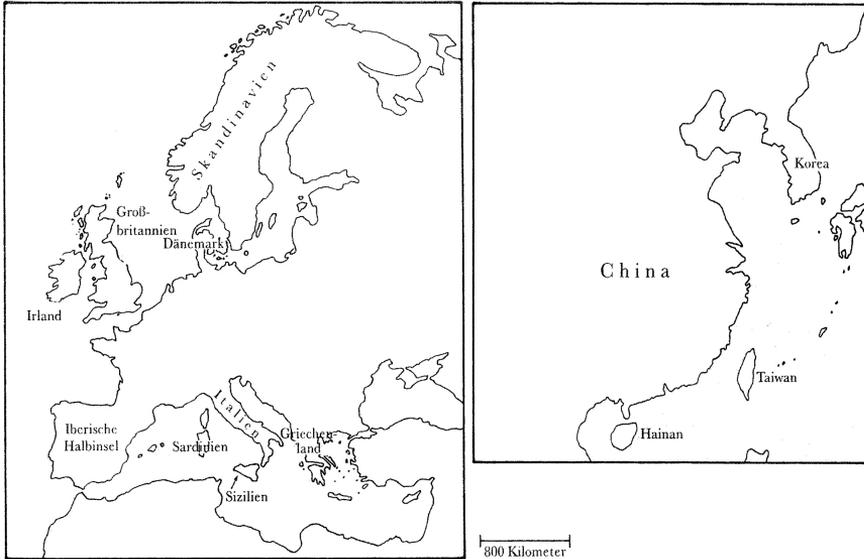


Abb. 1: Diamond 1998: 513, im Original untereinander

Solche geographischen Erklärungsansätze für das „allgemeinste Verlaufsmuster der Geschichte“ (Diamond 1998: 30) sind ein ‘alter Hut’, eben genau 200 Jahre alt und exakt die wissenschaftliche Begleittheorie der modernen (klassischen) Geographie zu Europas technologischer, wirtschaftlicher und politischer Vorherrschaft in der Welt. Auch Diamond spricht davon, dass seine geographische Umwelttheorie „keineswegs neu“ sei, wohl aber bei Historikern „nicht sehr beliebt, da angeblich falsch oder simplifizierend“ (32), doch weitergehende Ausführungen und die Nennung von Namen früherer Geographen fehlen. Unbedingt dabei sein müssen hätte Carl Ritter, der seit 1820 an der Berliner Universität lehrte und dort ab 1825 als ordentlicher Professor einen *Disziplinenkomplex* unterrichtete, der „Länderkunde“ (das war die „neue“ Geographie), „Völkerkunde“ und „Geschichte“ umfasste.

3 Ritters „Weltgeographie“ als globale Entwicklungstheorie

Ritters Ziel war die Schaffung einer neuen, wissenschaftliche Geographie, die nach der *Wechselwirkung* zwischen der Natur eines Landes und seinen Bewohnern fragte und dieses

in der Außenwelt sichtbar werdende Wechselverhältnis nach natürlichen Räumen (Landschaften, Gegenden, Regionen) beschrieb. Im Gegensatz zur traditionellen Staaten-geographie, die er als unzusammenhängende, reine Faktenaggregate kritisierte, sollte die Abfolge seiner Räume einer universalen *Entwicklungsidee* folgen. Der rittersche Geograph hatte es demzufolge nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit der Vergangenheit der Menschheit zu tun und sollte selbst „künftige Zeiten“ (1862: 198) voraussehen. Geschehen sollte dies in engem Verbund mit der *Geschichte* einschließlich *Naturgeschichte* und der *Völkerkunde*, den „gleichsinnigen Schwestern“ (Ritter 1806: 206) der Geographie. Ritters „Erdkunde“ bildete damit die geographische Parallele zur universal- bzw. weltgeschichtlichen Strömung der Historiographie etwa eines Gatterer und Schläzer (vgl. de Melo Araújo 2012), die ihrerseits Geographisches in ihre Weltgeschichtsschreibung integrierten oder, wie Gatterer, auch selbst geographische Werke publizierten, nur dass sie sich von der älteren theologischen Geschichtsschreibung weit entfernt hatten, während Ritter seine Weltgeographie explizit an die lange Leine der göttlichen Vorsehung band.

Diese Geographie als *Containergeographie* zu bezeichnen, wie dies üblich geworden ist, scheint mir jedoch unangebracht zu sein. Ritters Redeweise von der Geographie als „Wissenschaft der irdischerfüllten Raumverhältnisse“ (1852: 153), als „*Verhältnißlehre der irdischerfüllten Räume*“ (156), der „materiell erfüllten tellurischen Räume“ (184) oder häufig auch nur der „erfüllten Räume“, woraus spätere Geographen „dingliche Erfüllung“ machten, leistet dem zwar Vorschub, weil sie ein mechanisches Bild evoziert, trifft aber gerade nicht den Kern seines Denkens, das die Erde als ein *lebendiges Wesen* behandelt, bei dem alles in „raumfüllender Bewegung“ (160) ist und Mensch und Erde sich wie „Seele“ und „Leib“ (161) verhalten. Tatsächlich ist Ritters „Raumerfüllung“ geradezu das Gegenteil eines gefüllten Container-„Fachwerks“ (153), in das die jeweiligen Fakten zwar geordnet, aber ohne Beachtung ihrer kausalen Wechselwirkung zusammenhanglos hineingepackt werden. Der „eigenthümliche Organismus des Planeten“ durchdringe vielmehr über „die bloße Raumerfüllung und die Grenze der unorganisirten Naturkörper hinaus das Gebiet der Vegetation wie der lebenden Organismen“ und greife selbst „in das Reich der geistigen Thätigkeit (...) gestaltend und bedingend“ (104) ein. Aufgabe der Wissenschaft sei es, dieses allgemeine Verhältnis „in seine Besonderheiten“ aufzulösen und in seiner jeweiligen Beziehung auf das Allgemeine zu bestimmen, wozu auch die „natürlichen Abtheilungen“ des Planeten und ihre „ungleiche Vertheilung“ (104) über seine Oberfläche gehörten.

Eine der Besonderheiten war für Ritter, dass die Urausstattung jedes Erdraumes mit Produkten (Mineralien, Pflanzen, Tieren) nicht überall gleich war. „Es springen (...) die vorzugsweise begabten Planetenstellen im Gegensatz der minder begabten für das Auge sichtbar hervor, die von einer bestimmten Naturseite her zu einem höhern Einfluß auf das Ganze [den Planeten] durch ihren Naturreichthum berufen waren, oder durch die individuelle Mitgift, die ihnen von Anfang an zu Theil wurde“ (1852: 202). Ritter unterschied zwischen „festgewurzelten Produktionen“, wie z. B. Metallagerstätten, und solchen, die beweglich waren, wie etwa „die Kocosnuß durch Wellenschlag und Strömungen“, wodurch

„gleichsam cosmopolitisch die minder begabten Räume auch für andere, zumal auch für menschliche Existenz“ (202) befähigt worden seien.

Vor allem aber konstatierte Ritter, dass es, wie bei den Menschen und Völkern, die er „in civilisierbare und fortschreitende, (...) stationäre, verkümmerte und verschwindende“ unterschied, auch bei Pflanzen und Tieren mehr oder weniger entwicklungsfähige gebe, die „durch Zeit und Zucht“ einer „höheren Entwicklung ihrer Individualität (...) entgegenreifen“ (1852: 203) würden. Mit solchen Pflanzen und Tieren waren die Kontinente unterschiedlich ausgestattet, doch würden die „edelsten der Naturproductionen“ „die Völker mit ihren Colonisationen von Stelle zu Stelle“ begleiten und „neue Heimathen in so großer seegensreicher Ausdehnung und solcher veredelter Selbständigkeit gewinnen, daß ihr Naturleben dagegen ganz“ verschwinde, „ja daß sie von einer Naturheimath völlig abgelöset, wie das Pferd, das Kameel, der Reis, die Ceralien u. v. a., dem Menschengeschlechte ganz zu seiner Existenz durch die verschiedensten Erdräume überwiesen“ (203) seien. Die Individualität der Erdräume hatte für Ritter somit nicht nur eine von ihrer ursprüngliche Anlage her rein physikalisch-naturhistorische Seite, sondern, soweit die Räume und Produktionen *kosmopolitisch* befähigt waren, auch eine *historisch-kulturelle*, die durch Handel und Verkehr, speziell auch die Schifffahrt, „einheimische mit fremden Productionen, Agriculturen und Gewerben“ (204) zu neuen Kombinationen vereinte und die Kulturfähigkeit der Räume steigerte.

Eine zweite Besonderheit Ritters bestand darin, den *Gestalten* der Erdräume und der *Verteilung* der Länder- und Wassermassen auf dem Planeten eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Der erste Blick auf den „Erdglobus“ sei jedoch, stellte Ritter fest (für den ungeübten Beobachter) ernüchternd; denn er biete sich dem Auge als ein einziges *Chaos* dar: nicht „die geringste Spur von einer scheinbaren Ordnung ihrer Gegensätze“ sei zu erkennen. Keine mathematische oder geometrische Klarheit, keine „architektonische Symmetrie“ (1852: 206)! „Ja dieses völlig unsymmetrische, scheinbar ganz regellose, schwierig (...) aufzufassende Ganze“ zeige sich selbst bei wiederholtem Betrachten „als etwas Sinnenverwirrendes, Unheimliches“ (207), als ein zufälliges, systemloses, ordnungsloses, zweckloses, gedankenloses und sinnloses Durcheinander. Ritter wäre jedoch nicht Ritter gewesen, wenn er nicht nach Ordnung in diesem Chaos gesucht und Ordnung gefunden hätte. Das musste er allein schon deshalb, weil für ihn mit Herder die Erde „die große Erziehungsanstalt des Menschengeschlechtes“ (209) war. Erziehung zum Chaos: undenkbar!

Geholfen bei der Suche nach Ordnung haben Ritter „Form“ und „Zahl“ (1852: 130), die bislang in der schulwissenschaftlichen Geographie noch nicht *für diesen* Zweck eingesetzt worden seien. Diese habe sich vielmehr völlig dem anschwellenden Stoff gebeugt, statt ihn beherrschbar und dadurch anschaulicher und vergleichbarer zu machen. Gewinnen wollte Ritter seine Herrschaft über die Stoffmassen durch geometrische „Kern- oder Grundgestalten“ (131), wie Quadrat, Rechteck, Rhomboeder, Trapez, Ellipse, Kreis, Dreieck, Fünfeck oder irgendeine andere geometrische Figur, die über die Räume, zunächst ihre Hauptmassen, gelegt werden sollten.

„Auf eine consequent für das Ganze der Planetenoberfläche durchgeführte Weise würde sich diese, ihren horizontalen Räumen nach, auf eine bequem überschauliche Art, in eine gewisse Anzahl keineswegs willkürlich erdachter, sondern der Natur ihrer Ausbreitungen entsprechender geometrischer Figuren umfassender oder untergeordneter Größe zerlegen lassen, mit deren Combination dann die geographische Wissenschaft ein leichteres Spiel haben würde, für elementare wie für wissenschaftliche Betrachtung (die ja in Eins zusammenfallen), als mit der unübersehbaren Masse schwerfälliger und umständlicher Beschreibungen, die nur zu endlosen Einzelheiten führen“ (1852: 130f.).

Anschließend sollten die Abweichungen („Irregularitäten“) der realen Räume von diesen Figuren bestimmt werden, ihr „Ueberschuß oder Mangel“, wodurch jeder Länderraum „als ein anderer“ (1852: 132) erscheine und in seiner Individualität erfasst werden könne. An die Stelle weitläufiger und langweiliger, nicht zuletzt unsicherer Beschreibungen würde eine überschauliche Systematik treten, die auch zur „Charakteristik politischer Länderabtheilungen“ dienen könne, weil diese sich nun „als leicht bestimmbare Theile und Abschnitte jener geometrischen Figuren“ (136) betrachten lassen würden. Dieses Verfahren gehört in die Tradition des damals in Schwung kommenden schulischen Kartenzeichnens, bei dem einfache geometrische Figuren als Hilfsmittel dienten, um die realen Umrisse der Räume zeichnerisch besser zu treffen und danach ohne Vorlage leichter aus dem Kopf reproduzieren zu können. Später nutzten Vertreter der Geopolitik das Mittel geometrischer Figuren, um mittels suggestiver Kartographie aus der Differenz zwischen *Idealform* und *Realform* politische Forderungen abzuleiten. Ritter gehört somit auch in die Vorgeschichte der Geopolitik. Im Einzelnen erkannte er für die Alte Welt, dass:

„die vorherrschend ovale Ausbreitung Afrika's, die rhomboëdrische [oder „mehr trapezoidische“ (1862: 205)] Asiens und die trianguläre Europa's auch dreierlei Dimensionsverhältnisse derselben bedingen, deren größte Gleichförmigkeit in Afrika (gleiche Länge und Breite in den Richtungen der Meridiane wie der Parallele) der größten Differenz in Europa gegenübersteht, das mit doppelter, fast dreifacher Länge von Ost gegen West mit stufenweis abnehmender Breite die Spitze seines Triangels dem atlantischen Ocean zukehrt, seine größte Breite im Osten im Zusammenhang mit Asien zeigt. Afrika, ein in sich geschlossener, kompakter Körperstamm ohne alle Gliederung; Asien, ein gleichfalls kompakter, aber minder geschlossener, mächtiger Körperstamm mit reicher und großartiger Gliederung gegen Osten und Süden; Europa, ein nach allen Seiten aufgeschlossener und nicht nur im Süden und Westen, sondern auch im Norden, wie im Innern gegliederter Körperstamm, dessen Verzweigung gleiche Bedeutung, wie der Stamm, für den Gang seiner Kulturentwicklung gewinnen konnte, die, bei dem minder kolossalen Areal und dem stets überwiegenden Naturreichthum der gesonderten Glieder gegen den Stamm, dessen Massen auch alle Vortheile der Gliederung zuführen konnte“ (1852: 229f.).

Zu den Formen kamen die Zahlen, die nicht nur die Höhen der Berge, die Längen der Flüsse und die Längen der Küstenlinien betrafen, vielmehr ging es Ritter darum, diese Zahlen

in alle möglichen rechnerischen Beziehungen zu setzen. Erst dadurch könne „eine *wahre geographische Verhältnißlehre*“ (137) entstehen und in Kombination mit den geometrischen Gestalten die wahre Natur der Erdräume verstanden werden, anders gesagt: die Geographie zur Wissenschaft werden. Da nun die Erdräume sich für Ritter aus verschiedenen geometrischen Gestalten zusammensetzten (s. o.), einer Hauptform für den „Stamm“ und weiteren kleineren für die peripherischen „Glieder“, sollte der Anteil Letzterer an der jeweiligen Hauptform quantitativ bestimmt werden. Ebenso der Anteil „abgerissener Glieder“, d. h. der Inseln.

„Die Relation der Küstenentwicklung zum Areal ist ein Hauptmoment in der Bestimmung des maritimen Charakters der Continente, im Größten wie im Kleinsten. Eine (...) Untersuchung zeigte, daß die Entwicklung der Gestade Europa's, bei dreifach geringerem Areal als Afrika, sich doch fast doppelt so groß verhalte und die außerordentliche Länge von 5400 geogr. M. erreiche, den Umfang der ganzen Erde, die Küstenlänge jenes Erdtheils aber nur 3800, die von Asien, des 5 mal größern Areals als Europa, nur 7000, und daß die in dieser Hinsicht sehr abweichenden Werthe der Erdtheile nach Stamm, Gliederung und Isolirung ungefähr diesen Zahlenverhältnissen entsprechen: bei Afrika wie $1.0.1/50$, bei Asien wie $4.1.1/8$, bei Europa wie $2.1.1/20$ u.s.w.“ (1852: 141f.).

All diese Triangel-, Rektangel-, Trapez- und sonstigen Länder sowie die ausgetüftelten Zahlenverhältnisse dienten Ritter zwar einerseits ganz pragmatisch zur besseren Bewältigung der Beschreibung der räumlichen Verhältnisse auf der Erdoberfläche, doch steckte für ihn in diesen „Figuren, Gestaltungen, Stellungen und (...) deren gegenseitige Verhältnisse“ bei Weitem mehr. Sie waren für ihn Hinweise auf „Keime“ (1852: 105) einer schon realisierten, gerade ablaufenden oder noch bevorstehenden Entwicklung des Planeten und zugleich „Fingerzeige“, die auf „ein höheres Gesetz (...) für das Leben der Erde“ (212) verwiesen, auf „Spuren einer höhern Symmetrie und Harmonie“ (224). Damit korrespondiert, dass sich für Ritter hinter allen Zahlenreihen und sonstigen quantitativen Verhältnissen nicht nur rein statistische, sondern Wirkungsverhältnisse verbargen, die einen bestimmenden Einfluss auf „den ganzen Entwicklungsgang des Menschengeschlechts“ (240) ausübten. In der „Ungleichheit der Areale wie der Formen“ liege „das Geheimniß der systematischen, innern, höhern planetarischen Anordnung einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Kräften und unsichtbaren, ineinandergreifenden Wirkungen, durch welche Natur und Geschichte ihren gestaltenden Einfluß gewinnen“ (240). Dieser Gang der Weltgeschichte folgte dem Ost-West-Gang der Sonne:

„Wie die Zeit vom Morgen zum Abend, von Hoffnungen zu Erfüllungen, den heißen Mittag durchschreitet, bis die alles beschwichtigende Nacht (gleich der polaren Erdseite) außerhalb jenes Verlaufs als Gegensatz auftritt, ebenso liegen auch im Raume: Orient in Asien zum heißen Libyen und dem Occident in Europa, und ebenso wieder die ganze Alte Welt gegen die Neue im Westen, als Orient und Occident kosmisch vertheilt. Das hohe Alterthum und die Neuzeit, die Vergangenheit, Gegenwart, Zu-

kunft, die Wiege der Völker, ihrer Geschichten und Kulturen, in dem Orient; der Fortschritt des entwickeltern Völker- und Staaten-Lebens, wie des ganzen Ideenkreises und seiner Einwirkungen, im Occident – Alles dies tritt nur im Causalzusammenhange und gesetzmäßig mit der Gruppierung der kosmischen Weltstellung der Gesamtmasse des Planeten hervor“ (1852: 225f.).

Nichts blieb allerdings für Ritter, wie es einmal war. Denn die verschiedenen Planetenstellen hatten ihm zufolge „für die verschiedenen Perioden der Geschichte verschiedenartige Mitgift, Begabungen, Empfänglichkeiten, aber auch eigenthümliche Entwicklungsfähigkeiten erhalten“ mit der Konsequenz, dass „die Civilisation (...) den für gewisse Perioden bevorzugten Räumen der einen Seite des Erdballs allerdings den allein herrschenden Einfluß genommen und auf andre Räume übertragen“ (1852: 227) habe. Dahinter steckte Ritters Annahme, „daß jedem Raumverhältnisse an sich, von Thätigkeiten erfüllt gedacht, nothwendig auch Zeitverhältnisse entsprechen, welche von jenen Stellungen, Figuren, Gestaltungen [der Räume] abhängig sind, wodurch allein schon ein mannigfaltiges System von Erscheinungen, in Berührungen, Trennungen, Wanderungen, Wechselwirkungen, nach dem Nebeneinander- oder Auseinanderliegen der Theile und nach der Zeitfolge ihrer Ein- und Gegenwirkungen, stattfinden mußte“ (105).

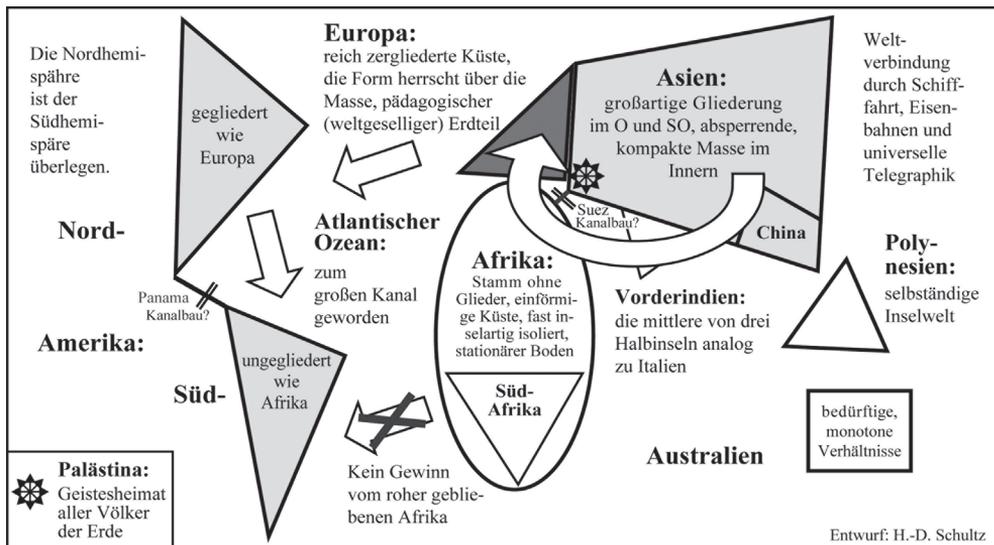


Abb. 2: Ritters Weltbild: die „Kernfiguren“ der Kontinente im „Entwicklungsfortschritt“ der Menschheit

Hätte, spekulierte Ritter, „die höchste Steigerung einer Kulturentwicklung der Völker mit einer begabtesten Planetenstelle zusammenfallen sollen“, so würde „das Locale dazu“ auf einer der großen Inseln von Ceylon bis Neu-Guinea gewesen sein, denn hier erscheine „das physicalische Leben des Erdballs in seiner höchsten Potenz“ (1852: 238). Eine solche „insulare Zerspaltung“ hätte allerdings, wäre sie für den gesamten Planeten gegeben gewesen, eine „gänzliche Unverbundenheit für die Völker der Erde“ (238) zur Folge gehabt. Hier nun kam für Ritter Europa ins Spiel, das „die günstigste Berührung und Durchdringung, wie die vollkommenste Ausgleichung der Gegensätze der flüssigen und festen Formen auf dem ganzen Planetenrund“ aufweise, „ohne die Nachteile jener zu starken Gliederung oder Zerreißung der sundischen Welt, welche den vollkommendsten Gegensatz zu dem Mangel aller Gliederung in der größten Concentration der Massen“ (238) zeige.

„Zwei Extreme von Länderbildungen in der Zerreißung der Planetenrinde jenes Polyneziens, wie in der compactesten Massenanhäufung Afrika's, die beide ungleichartig nämlich entgegengesetzt auf Natur- und Völkerverhältnisse wirkten, aber beide hemmende, nachtheilige Einflüsse auf die Entwicklung der ursprünglichen Bewohner ihrer Räume ausüben mußten. Dort, im Maximum der Zerspaltung, die Malaienvölker der Sundagruppe, der am meisten in sich feindlich zerrissene Völkerstamm der Erde; hier, im Maximum der compactesten Massen, auch die dichtgedrängtesten schwarzen Völkergruppen in den eigenartigsten Naturumgebungen und am einförmigsten wie am wenigsten entwickelt“ (1852: 238f.).

Zwischen diese beiden entwicklungsunfreundlichen Extreme sei Europa als „der pädagogische Erdtheil“ (1863: 23), d. h. der „für Veredlung der Menschen und Bürger (...) gedeihlichste Welttheil“ (1852: 201) gestellt worden. Schon in seiner „Uranlage“ habe es durch sein überschaubares Areal, durch seine reiche Küstenentwicklung, Gliederung und Inselbildung die „Mitgift“ erhalten, die es trotz seines Mangels „an frappanten Naturschätzen“ dazu befähigt habe, „eine verarbeitende Werkstätte aller Gaben und Ueberlieferungen“ erst nur der Alten Welt, dann auch der Neuen Welt zu werden, weil diese Werkstätte „für Alles am empfänglichsten war, auch am freiesten von den Naturgewalten und Naturfesseln der besondern Lokalitäten des Erdballs sich bewegen lehrte, und ihre Bevölkerungen am humansten sich entfalten konnten“ (239). Kein anderer Kontinent hätte diese Aufgabe in der Weltordnung Gottes, wie sie Ritter sah, übernehmen können; Europa konnte also gar nicht anders, es *sollte* und *musste* diese Werkstätte der Welt werden, weil es von Gott diese *universelle Anlage* mitbekommen hatte. Dazu bedurfte es allerdings der „Kunst der Weltschiffahrt“, erst sie habe

„seit drei Jahrhunderten allen Continenten und Inselgruppen eine neue Belebung, eine frische Befruchtung, ja eine andre Weltgeschichte geschaffen. Das universelle Element der europäischen Colonisation hat der Bevölkerung des ganzen Erdballs einen neuen Schwung mitgetheilt. Die früherhin trennenden und todten oceanischen Gewässer haben erst alle localen Verhältnisse unter sich zum Besten der menschlichen Gesellschaft in Verbindung gebracht, dem Ganzen zur Einheit verholfen“ (1862: 240).

Würde Europa aber auch auf Dauer der „Schwer- und Mittelpunkt“ (1863: 27) der Welt bleiben? Eher wohl nicht. Vorsichtig deutete Ritter die künftige Führungsrolle Amerikas

an. Dieser Doppelkontinent zeichnete sich ihm zufolge dadurch aus, dass er „als Erd-individuum“ einerseits „die Gegensätze und die Verdoppelungen der Formen der Alten Welt“ wiederholte, andererseits aber diese „in andern Normalrichtungen, nicht von O. nach W., sondern von Nord nach Süd, in sich“ (1852: 241) vereinigte. Vor allem der Norden Amerikas zeigte laut Ritter „eine große Analogie mit Europa’s Gestaltung“ (241), es war für ihn „ein transatlantisches Europa“ (118), das „durch seine maritime Lage zur nothwendigen wiederholten Schiffer-Entdeckung von Europa (nicht von Asien) aus bestimmt“ und „von Anfang an ganz vorzüglich am empfänglichsten ausgerüstet für die Aufnahme einer europäischen Civilisation“ (242) gewesen sei. Für die Zukunft prophezeihte Ritter dem „noch jugendlichen amerikanischen Doppelcontinent in seiner wahrhaft kolossalen meridionalen Entfaltung“ ein „leicht“ vorauszusehendes Übergewicht des Nordens über seine „südlichen Gliederungen“ und „eine neue strahlende Welt der Zukunft im Süden“ (244f.).

In seinen Europa-Vorlesungen, von Daniel herausgegeben, warf Ritter die Frage auf, ob Amerika, das „sich ganz passiv nur dem europäischen Fremdling hingegeben“ habe und so „ein verjüngtes Europa“ geworden sei, „ebenso geistig productiv, so erfindungsreich“ und „so weltgestaltend“ erweisen werde, „wie es massenhaft“ (1863: 22) sei. Grundsätzlich schloss er „analoge Erscheinungen“ (24) nicht aus, doch sei dies noch nicht zu übersehen. Von selbst aber habe Amerika, der zweite „Culturerdtheil des Planeten“ (27), sich nicht auf gleiche Weise selbst entwickeln können; denn ihm hätten, abgesehen von seiner „räumlich zu weit“ abgelegenen Lage gegenüber der Alten Welt auch deren „Cerealien und die Hausthiere“ (25) gefehlt. An anderer Stelle nennt Ritter übrigens Europa-Asien die „beiden vereinten alten Kultur-Erdtheile“ (1852: 119).

So verlief der Siegeslauf des Menschen im Kampf gegen die Nötigungen und Zwänge der Natur, dem Ritter mit seinem Vortrag „Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft“ 1833 (hier zit. n. Ritter 1852) ein fulminantes Denkmal gesetzt hat, bei ihm gleichsam nach dem Muster der *Translatio Imperii* ab: Er hatte im Osten begonnen, in Europa seinen alles beschleunigenden Treibsatz gefunden und würde (vermutlich) via Amerika seiner Vollendung weiter entgegengehen (vgl. Abb.2). Mögliche Durchbrüche von Landengen, wie Panama und Suez, würden „die Ausbildung des tellurischen Erdrings“ (1852: 20), die fortschreitende Vollendung der Naturanlagen aller Weltteile noch beschleunigen. All dies musste so ablaufen! Gelegentliche *Gedankenexperimente*, bei denen Ritter z. B. Inselgruppen tilgte oder verlegte (1862: 222, 234), sollten genau dies verdeutlichen. Wären sie Realität gewesen, wäre der Gang der Dinge ein ganz anderer gewesen, und so dienten sie Ritter allein der Illustration der *geographischen Notwendigkeit*. Das war (für Ritter) Naturwissenschaft!

Selbst Schwarz-Afrika, schon durch seine grobe „Eiformgestalt“ (1862: 203) Zivilisationsfeindlichkeit signalisierend und auch sonst neben dem Rektangel Australien am wenigsten mit Keimen für eine selbständige Entwicklung ausgestattet, würde in ferner Zukunft in die völlige „Bemeisterung“ (1852: 245) der Natur durch den Menschen einbe-

zogen werden. Keine Weltstellung der Erdteile würde je so bleiben, wie sie zu einem bestimmten Zeitpunkt war: „Die Erdnatur, die tellurische Physik kann nach und nach durch die geistige Herrschaft des Menschen und durch den Fortschritt der Jahrhunderte, in Bezug auf das Gesammtleben der Völker, nach allen Seiten hin ganz veränderte Gestalten und Werthe gewinnen“ (173). So habe die „Weltverbindung“ der maximalen Annäherung der Erdteile der Alten Welt ihre einst „für das Ganze überwiegende Bedeutung“ (179) genommen.

Jede Zeit hatte somit für Ritter „auch eine andere tellurische Physik“ (1952: 179), die Erdräume waren für ihn eben nicht nur von den Gesetzen der Physik bestimmt, sondern unterlagen in ihren Verhältnissen auch einem *historischen* Element, einer historischen Gesetzmäßigkeit. So ging Ritter davon aus, dass „das Verhältniß der Größe der Erdräume (...) mit dem Fortschritt der Civilisation und ihrer gesteigerten Kunstmittel überall, wie mehr und mehr jedes physische Element des Planeten, als ein untergeordnetes“ im Prozess des weiteren Fortschreitens der Zivilisation „zurücktreten“ (118) werde. Das unterschied nach Ritter die Geographie wiederum von den Naturwissenschaften. Und so erhoffte er sich von der Kartographie, dass diese neben der Darstellung der „wirklichen Raumdistanzen“ (179) ein Mittel finden werde, die Zeitverhältnisse so einzutragen, wie „diese Räume wirklich erreicht und durchschnitten werden können und gegenseitig in den wahrhaft lebendigen Verkehr treten“ (180), mit andern Worten: Relativkarten.

„Wie würden aber dann die einen Räume schwinden, die andern sich ausdehnen, die Höhen sinken, die Uebergänge sich mehren; Europas Gestalt würde noch, in manchen Theilen wenigstens, am mehrsten sich gleich bleiben, und ältere wie neuere Zeit- und Raumverhältnisse sich decken. Aber in Asien würde schon die südliche Gestadewelt viel zu sehr sich zusammenziehen, um noch das in lauter Hemmung zurückgesunkene Inner-Asien mit Gestadelinien ganz zu umgrenzen, und so würde fast auf allen Theilen der Planetenrinde die Inkongruenz beider Verhältnisse die seltsamsten Zerrbilder der positiven leblosen Formen hervorbringen“ (1852: 180).

Ritter betonte jedoch, das einen solches Kartenzerrbild „blos die mathematische Seite, die leblose Landkartenansicht sein würde“, die sich nicht vermessen sollte, „als inhaltvolles Lebensbild der Anschauung zu dienen“ (1852: 181).

Das also war die von Ritter selbst immer wieder betonte Abkehr der neuen „wissenschaftlichen“ Geographie von der traditionellen „Compendiengeographie“. Indem er „das planetarische Ganze, das wir unser Erdsystem nennen“ (1862: 197) – also die Erde inklusive ihres anorganischen Materials – als lebendigen, von Gott geschaffenen „Organismus“ begriff und in den Erdräumen die Organe dieses Organismus erblickte, die durch ihre „Gestaltung“ und *wandelbare* „Weltstellung“ und durch ihre unterschiedliche „Begabung“ bzw. „Befähigung“ sein „historisches Leben“ (1852: 163) ausmachten, hatte er seinem Selbstverständnis zufolge die Voraussetzung geschaffen, die bisherige Erdbeschreibung, die er als ein bloßes Aggregat von toten Faktenmassen kritisierte, zu überwinden. An die Stelle einer bloßen Addition von Räumen, die nach gleichförmigem Schema abgehandelt wurden,

trat ein von Gott gewollter Werdegang des Planeten, bei dem jedem Erdteil in Abhängigkeit von den Verhältnissen der Zeit eine „eigenthümliche Function in dem Gange der Weltentwicklung zugetheilt“ (1852: 243) worden war, „um zu seiner Zeit einzugreifen in den Weltengang der Dinge“ (1862: 198). Immer wieder distanzierte sich Ritter daher von der Compendiengeographie und stellte ihr seine ganzheitliche Auffassung entgegen:

„So wenig im thierischen Organismus ein einzelnes Glied, ein einzelnes Organ herausgerissen aus dem physiologischen Zusammenhange des Ganzen begriffen werden kann in der Wesenheit seiner Natur, so wenig kann ein einzelner Ländertheil seinen wesentlichen Verhältnissen nach für sich erschöpfend aufgefaßt werden, wie der herkömmlich zerhackte Zuschnitt der Compendiengeographie zeigt, da diese nur mit absolut todtten Massen zu thun zu haben glaubt. Wir sehen dagegen in jedem Länderraume nur ein Glied, dessen Erscheinungen und Verhältnisse sich nur aus dem Zusammenhange mit seinen Umgebungen nachweisen lassen, dessen Function im Besondern nur aus dem System des Ganzen hervorgehen kann, weil der Erdorganismus eben dieses Ganzen auch gestaltend jedesmal einwirkt auf das Besondere“ (1850: 12).

Diese Betrachtung der Räume als Organe eines lebend(ig)en Ganzen, das eine Entwicklungsgeschichte besitzt, die von der vorgegebenen „Gestalt“, „Anordnung“ und „Mitgift“ der Räume gesteuert wird und ihrerseits wiederum auf die Räume zurückwirkt, ist der Kern der Ritterschen „Weltgeographie“, d. h. seines globalen Denkens. Eifrig war er bemüht, die „Weltstellung“ der Räume (ein zentraler Begriff seiner „Weltgeographie“) und ihre zeitbedingte Rolle beim Siegeszug des Menschen über die Erdnatur via Karte, Zirkel und Lineal mess- und berechenbar zu machen und so der Geographie im Verbund mit der Geschichte formal den Anschein einer *Naturwissenschaft* zu geben. Die von der Historikerin Iris Schröder in ihrer detailgesättigten, gleichwohl theoretisch reflektierten wissenschaftshistorischen Studie über „Globale Geographien“ erwähnten bekannten Aspekte – die Verknüpfung „mit der Geschichte“ und „insbesondere“ Ritters „Rekurs auf Natur“ (2011: 84) – reichen daher nicht aus, um ihn als einen der „globalen Geographen“ zu präsentieren, d. h. als einen der europäischen Geographen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ihre „neuen Expertisen, Raumbilder und Muster (...) explizit als Teil einer weltumspannenden Ordnung gedacht“ (278, Fußn. 18) haben. Sie müssen ergänzt werden durch sein die Gesamterde umfassendes *teleologisches* Weltverständnis, bei dem die Entwicklung der Teilräume immer auf den Entwicklungsgang des Ganzen bezogen wird. Erst so wird deutlich, was für Ritter *globales Denken* bedeutete.

4 Zur Weltstellung Chinas und der Chinesen

Ausgangspunkt zur Bestimmung der Stellung Chinas im geographischen Gang der „Weltgeschichte“ ist in der einschlägigen Literatur seine Stellung innerhalb Asiens. Im Gegensatz zu Europa erscheint Asien bei Geographen als „der Erdteil der Extreme, der Superlative“, wie noch 1966 ein Aufsatz zu China feststellt, um nach Aufzählung einer Reihe von

Extremmerkmalen zu konstatieren: „In diese Welt ist China eingegliedert“ (Egli 1966/1975: 141). Entsprechend der „gewaltigen Ausdehnung“ Asiens, schrieb Johann Justus Rein 1894, würden „auch die sonstigen Hauptzüge seiner physischen Natur majestätische Verhältnisse“ und „große Gegensätze“ (496) zeigen. Von Hermann Guthe erfuhren die Leser seines Lehrbuches, dass Asiens Stamm „übermäßig groß“ geraten und „durch den ungünstigen Gebirgsbau“ im Innern „von den Gliedern ungünstig isolirt“ (Guthe 1868: 169) sei. Beschreibung und Wertung, hier mit deutlich abwertendem Ton, fließen ineinander, auch bei Alwin Oppel, der zwar einerseits „von einer wahrhaft großen und genialen Idee, von den reichsten Mitteln und der gewaltigsten Kraft“ sprach, welche die Natur in Asiens „Grundriß und Aufbau, Plastik und Ornamentik, Staffage und Farbe“ (1884: 385) gesteckt habe, aber gleichzeitig die „asiatischen Landschaften“ als „vielfach fremdartig und unharmonisch“ wirkend präsentierte: „die Gegensätze sind oft zu schroff und grell, die Dimensionen zu kolossal; dem gewaltigen Gliederbau fehlt das Ebenmaß, den weiten Flächen die reizvolle Abwechslung; wir gewinnen den Eindruck ungegliederter, ungeschlachter Massen und vermissen den planvollen, künstlerisch durchdachten Aufbau und die maßvolle Schönheit. Die asiatische Landschaft ist groß, aber auch grotesk; sie ist anziehend, aber auch bizarr; sie ist reich, aber auch überladen und schwerfällig“ (387).

In politischer Hinsicht galt Asien im 19. Jahrhundert „vorzugsweise als der *Welttheil der Vergangenheit*, des Verfalls und der Trümmer“, auch wenn es „mit seinen unermeßlichen Mitteln stets eine Rolle in der Weltgeschichte“ (Reuschle 1858/I: 167) spielen werde. Es habe, meinte Rein, trotz einer „günstigen Weltstellung (...) seinen ehemaligen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit nicht behauptet“, sondern sei parallel zum Aufstieg Europas „in Lethargie und Barbarei“ (1894: 497) verfallen.

Immerhin können sich, wie Ritter stets hervorgehoben hat, „Weltstellungen“ ändern. Würde beispielsweise der auch von ihm favorisierte Bau des Panamakanals realisiert, würden Asiens Ostküsten und die Westhälfte Europas „in directen Verkehr“ (1852: 174) treten. Noch aber stand China für Ritter isoliert da: „eine Welt für sich, in physikalischer, wie in anthropologischer und politischer Hinsicht“ (Ritter 1834: 726). Alles, was für Ritter China ausmachte, war auf einen einheitlichen Ton abgestimmt, auf *Ein förmigkeit*:

„Hier bildet ein von der übrigen Welt abgesondertes Volk, sich wie Insulaner, mit einem sich selbst bewundernden Egoismus, auf eine so höchst eigenthümliche Weise, zu einer so scharfen und großen Persönlichkeit aus, daß die Individualität des einzelnen Menschen da außerordentlich zurückgedrängt werden mußte. Der Charakter des Gesamten hat den des Individuums verschlungen. (...) Sehr einförmig in sich, sehr genau verbunden unter sich, sehr abgesondert und geschieden von allem Uebrigen, in jeder Hinsicht zu Lande und zu Wasser sehr schwer zugänglich für alles Fremde. So einartig wie die Physiognomie der großen Provinzen des Reichs, so einförmig scheinen Flora und Fauna, Clima und Art des einzelnen Menschen, nach Physiognomie, Gestalt, Bildung. Eben so einartig sind über ein so ungeheures Areal dieselbe Garten- und Ackerkultur verbreitet, dieselben Industriezweige und Fabrikate, dieselben Sitten und Manie-

ren, derselbe Volkscharakter von einer Grenze des Reichs zur andern. Ebenso ein syllbig ist die Sprache, so beengt und doch in sich vollendet die Bearbeitung ihrer Künste, ihrer Wissenschaften, so abgeschnitten und beschränkt ihr ganzer Ideenkreis“ (Ritter 1834: 726f.).

Die Ursachen für Chinas früh gewonnene, aber dann stationär gewordene Entwicklung fand Ritter nicht allein in „der Menschenraçe, der Polygamie, der Religion, der Gesetzgebung, der Despotie, der Industrie der Chinesen u. s. w.“, sondern auch in der *Landesnatur*. Zwar würden sich die „Grundursachen eben nicht“, will wohl heißen nach ihren speziellen Anteilen, „entziffern“ lassen, doch sei gleichwohl anzunehmen, dass sie „nicht außerhalb des Kreises der Lokalität stehen, in der sie auftreten, und daß der Naturtypus mit zu diesem Ganzen der Erscheinung gehört“ (1834: 726), darunter „das Plateau von Hoch-Asien, das sie von drei Seiten umschließt“ (727), und „die flüssige Form, das Wasser, die Ströme, der Ocean“ (726). Allerdings hätten Letztere „nur“ zu einer „generellen Art“ der Anregung der Kräfte gereicht, „zur Befriedigung der Triebe des irdischen Menschen, ohne den höhern Sinn“, nicht dagegen bis zu einer Cultur der Ideen“ (726):

„Das oceanische Gebiet wirkt überall als gleichförmig anregende Kraft auf die Menschen als eine Masseneinheit, auf den Leib, nicht auf den Geist der Völker. Daher bedingt es überall, wo es wirkt, Entwicklung der untergeordneten Geistes- und Körperkräfte, schärft die Sinne, führt zu Fertigkeiten, Industrie, weckt den Handel und Wandel der Völker. Der Ausbildung des Menschen, als Individuum, wie bei vielen Inselvölker, oder seiner ideellen Entwicklung, scheint der vorwaltende Einfluß des oceanischen Gebietes nicht günstig zu seyn. Dessen Naturgewalt bannt die Völker mächtig in seinen Zauberkreis“ (1834: 726).

Die von seinem philosophischen Ansatz her von vornherein unterstellte Harmonie zwischen Natur und Kultur verleitete Ritter gar zu der Analogie: „Scharf geschnitten wie ihre Physiognomie [die der Bewohner] (...), ist auch die Physiognomie und Form des Landes, viereckig, und ihr Selbstbewußtseyn zu einer Schärfe gesteigert, die in Erstaunen setzt“ (1834: 627).

Auch in seiner Europa-Vorlesung ging Ritter entsprechend seines vergleichenden Ansatzes auf Asien ein. Asien habe sich als unempfänglich gegenüber allem Ausländischen gezeigt und sich „in seine eigenen orientalischen, unwandelbaren Formen festgerannt“, sei dadurch „seit vielen Jahrhunderten aber auch zum Stillstand gekommen“; „seine abstoßende Gewalt“ werde „noch lange Zeiten hindurch bei den Chinesen, bei den Hindu jede Culturbemühung der Europäer vereiteln“; seine Völker seien „die schwerzugänglichsten Völker der Erde“; stets hätten seine „Culminationen (...) Despotie ausgeübt“ (1863: 21f.). Speziell vom Chinesen und Araber heißt es, sie seien „stationair auf ihren einmal errungenen nicht unbedeutenden Stufen der Entwicklung [stehen] geblieben“, und dem Europäer hielt Ritter vor Augen, dass der Brite in Indien „seinen empfänglichern und verarbeitenden Charakter als Europäer zu verlieren“ (22) drohe. Immerhin musste das nicht so bleiben, wie das „historische Element“ (s. o.) in der Entwicklung von Ländern und Völker besagte,

und so relativierte Ritter bei der Charakterisierung Chinas dessen Abgeschlossenheit als „Welt für sich (...) bis jetzt“ (726). Die Zukunft Chinas blieb offen!

Für Kapp, den Herder-Ritter-Hegel-Schüler, war entscheidend, dass die Chinesen (wir wissen es heute besser) nie „oceanische Weltfahrten“ (1845/I: 104) versucht hätten, weil sie bereits genug damit zu tun gehabt hätten, ihr „oceanisches Gebiet“ zu entwässern und zu kultivieren. Die Schifffahrt auf ihren „ausgedehnten Binnengewässern“, „dem von der Natur vorbereiteten künstliches Canalsysteme“, habe sie den Gegensatz von Land und Meer nicht empfinden lassen und damit verhindert, „eine höhere Stufe geistiger Entwicklung“ zu erreichen. So seien „die Chinesen, in sich befriedigt, bei einer früh gewonnenen Einheit ihrer Cultur mit ihrer Natur ein stationäres Volk geblieben“. „Wir sehen den Chinesen nicht befähigt, in den Gegensatz des continentalen und des oceanischen Elements einzugehen, sehen ihn vielmehr ohne oceanische Impulse in seiner Continentalnatur continenter verharren, und nur in den bloß verschiedenen Richtungen continentaler Thätigkeit, dem Landbau und der Flusschifffahrt sich bewegen“ (104). So habe der Chinese zwar in den „chinesischen Niederlanden (...) die höchste Stufe der Vollkommenheit und Gliederung des Einzelnen zu bewundernswerthem Zusammenhang erreicht“, doch habe sich „in der Stickluft einer zu üppigen Vegetation materieller Befriedigung eine rein geistige Blüthe nicht erschließen können“ (104). Um den Ozean sich anzueignen, bedürfe es aber „einer höhern Stufe geistiger Entwicklung“ (104), die den Chinesen gefehlt habe.

Als Gesamtergebnis konstatierte Kapp, „daß im chinesischen Reiche der Geist überwiegend von der Natur bestimmt“ werde: „Das wasserarme *Hochland* sendet seine schweifenden Bewohner dem Laufe der Gewässer nach in die Thalebene des Doppelstromlandes. Dieses bannt durch seine Fruchtbarkeit den Menschen zur Thätigkeit des Ackerbau's und zur Gewinnung physischer Bedürfnisse“ (1845/I: 108f.). „Da in einem solchen Zustand an sich jede Veränderlichkeit ausgeschlossen“ sei, „so dauerte das Verharren in dieser Stabilität um so mehr fort, als China durch die abgeschlossene Räumlichkeit des Landes aus seiner Selbstgenügsamkeit und Verriegelung nicht heraus“ (109) gekonnt habe. Über Land habe nur „eine auf die Naturwege isolirter Pässe beschränkte Communication“ mit zudem selbst kulturell tiefstehenden Völkern stattfinden können, „ein Anstoß vom Meere her“ sei „der europäischen Intelligenz vorbehalten“ (109) gewesen. Die völlige Aufschließung der noch unbekanntten chinesischen Welt werde „die That der oceanischen Völker Europa's sein“ und „mit dem sichtbar in Europa sich vorbereitenden Neuwerden der Dinge“ (1845/II: 358) zusammenfallen:

„Jetzt sind abermals [wie vor 300 Jahren „die allgemeine Benutzung des *Schießpulvers* im Kriege, die *Buchdruckerkunst* und die *transatlantischen Entdeckungen*“] drei ähnliche, aber in Verbindung mit jenen] um so gewaltigere Mächte in die Geschichte eingetreten: die *Dampfkraft*, die *Telegraphie* und die *chinesische Welt*. Damals erfolgte die Reformation; jetzt steht eine ähnliche gründliche Mauser des Zeitgeistes bevor, d. h. eine alle Verhältnisse des Menschenlebens erfassende und durchdringende Reform. Die zerstörende Gewalt des Schießpulvers in Verbindung mit Dampfлотten, die

geistige Mittheilung durch den Typendruck gesteigert durch die blitzschnelle Gedankenpost des elektromagnetischen Telegraphen, die neue Indianerwelt Amerika's und Australiens ergänzt durch das älteste Culturreich der Erde – das sind die Mächte, die so gewiß eine neues Zeitalter heraufführen werden, wie die Sonne den Tag bringt“ (1845/II: 358).

Für die ferne Zukunft, in Jahrhunderten gedacht, imaginierte Kapp die Erde als ein völlig vom „europäischen Culturdrang“, (1845/I: 439) umgestaltetes *technisch-industrielles* Paradies, in das selbst die heute noch unzugänglich gebliebenen Hochländer, Urwälder und Wüsten einbezogen sein würden. Noch fehlten Europa zwar die Mittel zu einer „vollständigen Unterwerfung“ der Natur des ganzen Erdbodens, doch werde diese Entwicklung nicht aufzuhalten sein; denn „jeder Widerstand der Natur“ sei „immer“ schon „nur ein neuer Anstoß zu einem weitem Fortschritt der Cultur gewesen“ (1845/II: 439). Am Ende dieser Entwicklung stehen für Kapp „Maschinen“, die alle mechanische Arbeit erledigen und „das Geld verdienen“ (443), so dass der Mensch die Muße findet, sich um die Schönheit seines Leibes zu kümmern, um ihn zu einem „Tempel des Geistes“ (444) zu machen.

Auf dem Wege dorthin sah Kapp auf Deutschland eine besondere Mission zukommen. Wie schon einmal in der Zeit der Reformation, werde es erneut „die Geburtsstätte des neuen Geistes sein“ (359). Gesteuert vom „Weltgeist“ Hegels, übernahm Preußen-Deutschland bei Kapp die Führungsrolle beim Gang der Kultur über die Erde. Durch seine „Mittellage“ in Europa dazu befähigt, gleichermaßen mediterrane, kontinentale und ozeanische Bestrebungen zu verbinden, sei es wie kein anderes Land dazu prädestiniert, „von allen Seiten her dasjenige, was alle andere[n] Völker jedes einseitig für sich entwickelt haben, in sich aufzunehmen und zum Gemeingut umgestaltet ihnen zurückzugeben“ (1845/II: 359). Damit wird deutlich, dass das globale Denken im geographischen Diskurs der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus schon auf bestimmte Weise *nationalisiert* wurde, wengleich noch mit *kosmopolitischer* Zielsetzung.

Für Oskar Peschel, der die geographische Teleologie der Ritter-Schule massiv kritisierte, standen hingegen in unverkennbarer Bewunderung die *Leistungen* Chinas im Vordergrund: „Der Chinese hat nichts geerbt, er ist ein Autodidact“ (Peschel 1867: 916). Die „Geringerschätzung“, „mit der ein originelles Culturvolk gleich den Chinesen auf alle andern Völker wie auf Barbaren“ herabsehe, sei „nicht völlig unberechtigt“; denn das „Abendland“ verdanke ihnen „weit mehr (...) als diese dem Abendlande“ (916). Mehr noch: Wolle man erklären, „inwiefern die gegebenen Naturverhältnisse (...) diese hohe Entwicklung begünstigt haben sollen“, so gerate man „einigermaßen in Verlegenheit“ (916). „Die Chinesische Gesittung“ sei vielmehr ohne die Vorzüge entstanden, denen „das europäische Abendland seine glückliche Entwicklung“ verdanke: „nämlich eine reiche Gliederung, die längsten Küstenlinien, aufschließende Golfe, Inselschwärme für die ersten Versuche der Schifffahrt, scharfe Individualisierung der einzelnen Länderräume und daher auch eine große Mannichfaltigkeit in der Entwicklung der Bewohner“ (917). Chinas Küste und seine Küstengewässer seien dagegen „zur Schifffahrt nicht verlockend“, doch müsse man beden-

ken, dass sich das chinesische Reich „erst spät bis an das Meer und längs dem Meere“ (1877: 395) ausgebreitet habe. Gleichwohl seien die Chinesen bis zum Hafen von Dschidda geschifft.

Für besonders wichtig bezüglich der Entwicklung Chinas hielt es Peschel, „dass das Gebiet der Chinesen der alten Welt angehört, so dass innerhalb seiner Grenzen die besten Culturgewächse und die wichtigsten Haustiere entweder einheimisch vorhanden waren oder sich dahin von Volk zu Volk verbreiten konnten“. In dieser Hinsicht sei „für die Cultur in China [durch die Naturverhältnisse] weit besser gesorgt als in Amerika, von Australien gar nicht zu reden“ (1877: 395). Darüber hinaus seien Metallagerstätten, eine gute Bodenbeschaffenheit und klimatische Vorzüge des Landes zu nennen. „Die tellurische Lage des Reiches“ sei aber „nur insofern vorteilhaft, als [sie] den Chinesen Jahrtausende ruhiger innerer Entwicklung“ ermöglicht habe, „ehe sie von überlegenen Völkern Störungen zu befürchten hatten“ (397). Peschel wird nicht müde, seine „Achtung vor den Culturleistungen der Chinesen“ auszudrücken und die lange Rückständigkeit der europäischen Völker zu betonen, die „Zöglinge geschichtlich begrabener Nationen“ (399) gewesen seien, nicht, wie die Chinesen, Autodidakten. Doch habe diesen eines gefehlt, was schließlich den Entwicklungsgang der Europäer bestimmt habe, „von dessen Dasein die Chinesen keine Ahnung“ gehabt „und für das sie auch schwerlich eine Schlüssel Reis“ gegeben hätten: „Dieses eine unsichtbar Ding nennen wir Causalität“ (400). Unzählige Erfindungen habe Europa sich von ihnen angeeignet, aber es verdanke ihnen „nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen“ (400).

Argumentierte Kapp mit der Landesnatur und Peschel mit der Eigenleistung der Chinesen, ohne speziell auf die Rasse zu verweisen, so tat Karl Andree genau das. Für ihn waren es „besondere Racenanlagen“ (1868: 19), die für die Über- oder Unterlegenheit einer menschlichen Großgruppe sorgten. Aber Völker, die „für höhere Zwecke unbrauchbar“ seien, trete die Natur „mit eisernem Fuße nieder“ (21). Nicht so den Chinesen! Der Chinese könne in den verschiedensten Klimaten leben, er arbeite „flüssig“, sei „ein *cooperativer* Mensch“ und komme „in der Scala intellectueller Begabung (...) gleich hinter den Europäern“ (20). Nur ihm gegenüber müsse er „in zweiter Linie zurücktreten“, den anderen Rassen sei er dagegen ethnisch überlegen, denn er gehöre „einem uralten *Culturvolk* an“ (20). Daher sei jetzt, wie früher schon für den „activen Europäer“, die Reihe „auch an jene 300 Millionen weizengelber Ostasiaten gekommen“, „kosmopolitisch zu werden“ (21). Gerne wollte er Chinesen in das tropische Amerika und nach Afrika schicken, weil sie arbeiten, methodisch und andauernd arbeiten“. Manche Teile Afrikas würden „für die Welt erst nutzbar werden, wenn statt der Neger und der für den Ackerbau ungeeigneten Kaffern chinesische Ansiedler den Boden in Angriff nehmen“ (20). Andree war sich sicher, dass die Welt „nur“ davon profitieren werde, „wenn der chinesische Exodus großartige Ausdehnung“ gewönne „und der Ostasiate in der neuen Welt den Afrikaner überflügelt“ (1868: 21) habe.

Friedrich Ratzel äußerte sich vorsichtiger. Man dürfe „nie“ die Gefahr übersehen, die

entstehe, „wenn gleichsam *unter* die Bevölkerung der kaukasischen Rasse sich die mongolische wie eine tiefere Schicht“ einschiebe und bereit sei, „die gemeinsamen Arbeiten für jene zu übernehmen und ihr dafür die Erfüllung der höheren und angenehmeren Culturfunktionen zu überlassen“, das gehe höchstens dann „ohne die größten Befürchtungen“ ab, wenn „die Chinesen einer bedeutenden Veränderung durch fremdes Klima, Lebensweise und dergl. und damit einer Annäherung an die Kaukasier fähig wären“ (Ratzel 1876: 265f.), was jedoch unwahrscheinlich sei.

„Die nächste Folge würde daher eine strenge Kastenbildung sein. Aber die höhere Rasse muß nothwendig verkümmern, wenn die niedrigeren Funktionen ihres Organismus einer fremden Rasse übertragen werden. Ohne die regenerierende Kraft, welche der rohen Arbeit des Bauern, Hirten, Tagelöhners inne wohnt, wird ein Volksorganismus auf die Dauer nicht bestehen. Es sind ihm die Wurzeln abgeschnitten, vermöge deren er neue körperliche Kräfte aus den niedereren nach den höheren Schichten führte. Die Rasse dagegen, die für sie die Arbeit übernehme, würde eben durch die Arbeit gestärkt und veredelt werden. Man sieht, es ist nicht bloß eine Frage der ‘billigen Arbeits-hände’, ob es rätlich oder möglich sei, unsere europäischen Arbeiter durch Kuli’s zu ersetzen. Es ist vielmehr ein Problem, dessen Lösung die innere Constitution eines Volkes tief berührt“ (1876: 266).

Die „Idee einer Besiedlung Afrika’s durch Chinesen“, die seines Wissens zuerst von Francis Galton angeregt worden sei, wollte Ratzel jedoch „nicht von der Hand (...) weisen“ und gestand dem chinesischen Volk zu, „überhaupt“ neben Europäern und Nordamerikanern wie sonst kein anderes „Volk der Erde“ dazu berufen zu sein, „den Naturvölkern die fruchtbaren Länder abzugewinnen, die sie sich nicht zu verdienen wissen“, um sie „der Cultur zuzuführen“ (1876: 266). In seiner „Politischen Geographie“ (1897) spielte China hingegen keine bedeutende Rolle. Am bemerkenswertesten sind noch folgende Stellen: „Selbst China, das angeblich so einförmige, leidet chronisch an Absonderungsbestrebungen“ (166). „Wenn es nicht zerfiel, so ist dies außen der glücklichen einheitlichen Lage inmitten schwacher Nachbarn, innen der beruhigenden Gewohnheit des Eingelebtseins in eine für unübertrefflich gehaltene Kultur zuzuschreiben“ (173).

Als China-Fachmann wie kein anderer galt um 1900 Ferdinand v. Richthofen, der sich China im Gegensatz zu Ritter nicht nur aus Quellen am Schreibtisch näherte, sondern auf eigenen Reisen beobachtete. Doch so sehr er an Ritters Chinabeschreibung dessen „großartige Combinationsgabe“ (1877: 687) rühmte (zu Ritters Rolle als „Vorgänger“ v. Richthofens vgl. Osterhammel 1987): Seinem Anliegen, kausale Beziehungen zwischen Mensch und Erde zu finden, stand er bezüglich des modernen Menschen reserviert, ja im Grunde ablehnend gegenüber. Er hielt Ritters Ansatz für wissenschaftlich nicht entwicklungsfähig, kurz: *eine Sackgasse* (vgl. v. Richthofen 1898, in Engelmann 1983:159). Entsprechend fehlt bei ihm auch das philosophisch-teleologische Moment für die „Weltstellung“ Chinas.

Richthofen bereiste das Land allerdings nicht nur mit dem nüchternen Blick des Forschers, der geologische und morphologische Verhältnisse erkunden, Sammlungsstücke zu-

sammentragen und wissenschaftliche Probleme lösen wollte, sondern auch mit dem pragmatischen (angewandten) Blick des nutzenorientierten Europäers, der es deutschen (wirtschaftlichen und politischen) Interessen erschließen wollte. Schon 1873 machte er Alfred Krupp auf „die Hebung großer Schätze von Kupfer, Zinn und andere Metalle“ in China aufmerksam, „die außerordentlich billig produziert werden“ (zit. n. Jing 2003: 112) könnten. Hier, im „äußersten Osten“, trug v. Richthofen 1901 (publiziert 1912) auf dem Deutschen Geographentag in Breslau vor, entwickle sich „ein Schauplatz des Weltverkehrs und der Völkerberührungen (...), der an Bedeutung alle außerhalb der Wohnsitze der weißen Rasse gelegenen Gebiete der Erde weitaus“ (1912: 1) übertrage. China, davon war er überzeugt, werde „nun dauernd im Vordergrund der Interessen für Europa stehen“ (3).

v. Richthofen hatte aber auch ein gutes Auge für wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, obwohl er die Geographie als Naturwissenschaft von der Erde, ja als Komplex von *erd*-bezogenen Naturwissenschaften verstand, deren Kompetenz dort aufhörte, wo die völlige Entscheidungsfreiheit des Menschen einsetzte. Aufmerksam registrierte er den enormen Modernisierungsbedarf der chinesischen Landwirtschaft in bestimmten Bereichen, darunter der Wald-, Wein- und Obstbau, und in der Industrie. Man finde an „vielbesprochenen Orten“ „nichts Besonderes, was nur entfernt einem europäischen Hochofen gleiche“ (1907/I: 498). Während die „Verkehrsgeographie der westländischen Kultur (...) nur noch entfernte Beziehungen zur physischen Erdkunde“ habe und sich „mehr und mehr zu einem Zweige der Volkswirtschaft und Weltwirtschaft“ gestalte, seien „die Ziele und Methoden des Verkehrs“ in China noch weitgehend „unberührt von der modernen Entwicklung geblieben“ und stünden „noch (...) in engstem Kausalverhältnis zu den natürlichen Bedingungen“ (Richthofen 1912: 4).

„China ist ein Koloss“, konstatierte v. Richthofen (1912: 1) lapidar und staunend zugleich. Als die wichtigste Signatur seiner Bevölkerung erkannte er deren Homogenität: „Wenn wir als das Bestimmende für den Begriff einer Nation die Einheit in Sprache, Kultur, Religion und Sitte nehmen, so ist unter allen Nationen der Erde die chinesische die zahlreichste und die geschlossendste. Auch Reinheit der Rasse tritt, wenngleich völlige Einheitlichkeit des Ursprungs nicht anzunehmen ist, stärker hervor, als in irgendeinem Lande Europas. Das Volk ist mit der selbstgeschaffenen Kultur verwachsen; sie ist in Fleisch und Blut eines jeden eingedrungen und untrennbar mit ihm verbunden“ (1). Eben das, meinte v. Richthofen, begründe die „historische Bedeutung“ der chinesischen Kulturform und lasse sie „als eine gespenstisch grosse Macht in der Zukunft“ (1874: 172) erscheinen, während der vom Europäer bewunderte und überschätzte Japaner „alles Alte“ mit Leichtigkeit „über Bord“ werfe und „das Neue“ sich aneigne.

Immerhin trug dies Japan einen Sieg über China und eine territoriale Ausweitung ein, die nach Einschätzung v. Richthofens (1895: 20) eine „geographische Verschiebung“ „der politischen und militärischen Macht“ bewirkt habe. In universeller Bedeutung erschien ihm der Frieden von Schimonoseki gar „wie der zeitliche Wendepunkt zu einer neuen Teilung der Erde bezüglich der politischen Machtstellung der Staaten und der Beteiligung der Ras-

sen an der Weltwirtschaft“ (39). China blieb aber weiterhin für v. Richthofen im Zentrum seiner kritischer Beobachtung; denn:

„Wer jene wimmelnden Millionen von Trägern einer äußerst billigen, geschickten und intelligenten Arbeitskraft betrachtete, wer die unermeßliche, verschiedenen klimatischen Abstufungen angepaßte Produktivität des Bodens in China und die ungehobenen Schätze, welche es in seinen enormen Kohlelagern besitzt, mit eigenen Augen gesehen hat, der durfte sich sagen, daß ein Tag kommen müsse, an dem die groben Industrieprodukte, welche im Welthandel die erste Stufe einnehmen, in China selbst billiger erzeugt werden würden als in Europa und Amerika, und an dem dieses Land nicht nur seine eigenen Bedürfnisse befriedigen, sondern auch in der Versorgung anderer Länder die Konkurrenz mit Europa siegreich aufzunehmen imstande sein würde“ (1895: 29).

Noch würden nur wenige im „Reich der Mitte“ die Vorteile erkennen, die eine Industrialisierung Chinas mit sich bringen würde, und sich gegen die Vernichtung des vorherrschenden Kleinbetriebs und Kleinverkehrs und die unweigerlich damit verbundenen „unheilvollen Revolutionen“ sträuben, doch empfand v. Richthofen bezüglich des Bestrebens, China „für fremde Ansiedelung und fremdes Kapital, den Großbetrieb des Steinkohlenbergbaues, die Anlage eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes und die Einführung aller Arten von Maschinenindustrie (...) mit allen Mitteln“ ein „Unbehagen“ (1895: 29). Denn China werde dadurch unaufhaltsam zum siegreichen Konkurrenten der europäischen Wirtschaftsmächte aufgebaut und heranwachsen.

Das Ende des alten Chinas war jedoch aus v. Richthofens Sicht nicht mehr aufzuhalten und damit auch das Ende der Vormachtstellung Europas im Welthandel eingeläutet. „Die weiße Rasse“, konstatierte v. Richthofen (1895: 39), sei „nicht mehr allein im Besitz der Errungenschaften, welche sie im Laufe der Jahrtausende erworben“ habe; vielmehr sei ihr in Ostasien in der „gelben Rasse“ „ein Rivale“ erwachsen, „welche ihr, aus ihrer Lethargie geweckt, durch die Summe ihrer Kraft die Weltmachtstellung, zunächst auf industriellem Gebiet, streitig machen“ könne. Und so war sich v. Richthofen nicht sicher, ob die europäischen „Fremdmächte“ bei der „Entwicklung der natürlichen Schätze“ Chinas „und seiner Volkskraft“ am Ende „den größeren Vorteil haben“ würden; die Frage sei vielmehr „mit billigem Zweifel, wenn nicht unmittelbar verneinend, zu beantworten“ (Richthofen 1897: 31). Die gegen das Sträuben Chinas aus „Gewinnssucht“ (31) betriebene Industrialisierung des Landes durch die Europäer werde seine Urheber selbst schwer schädigen. „Jede Kohlengrube, die geöffnet wird, jede Fabrik, die darauf hin für die Chinesen angelegt wird, jede Eisenbahn, die man ihnen aufzwingt“, sei Teil eines „Selbstmordprozesses“ und werde sich als „unabweisbares Verhängniß für Europa“ (32) herausstellen.

Anfangs werde eine relativ kleine Zahl von Unternehmen für kurze Zeit Gewinne machen, „welcher eine andere, dauernde [Phase], des industriellen und finanziellen Niedergangs in Europa folgen“ (Richthofen 1895: 30) müsse. So bleibe den europäischen Nationen nur, den Entwicklungsprozess Chinas „zu überwachen“, und sich durch eine „machtvolle Stellung“ jeweils „einen Theil zu sichern“ (Richthofen 1897: 32). Was allerdings vor-

aussetze, dass man China nicht die Gelegenheit zur eigenen Rüstungsproduktion gebe. Und auch ihr niedriger Bildungsstand sollte nicht allzu rasch gehoben werden: „Denn wenn die Chinesen plötzlich zu einem ihrer Intelligenz entsprechenden Grad von Bildung und geistiger Kraft übergehen könnten, so würden sie mit ihrer Masse die übrige Welt erdrücken“ (1907/I: 145). Nicht ihre erfinderische „Intelligenz“, sondern ihre „unermesslich grosse, überaus billige und intelligente *menschliche Arbeitskraft*“ war gefragt, der „bedeutendste“ der „Schätze für den Weltmarkt, welche ihrer Hebung warten“ (1882: 694):

„Das mechanische Talent des Chinesen macht es ihm leicht, auf alle Gebieten der technischen Industrie die ihm gelehrt Handgriffe mit Geschicklichkeit auszuführen. Zähle Ausdauer und äusserste Geduld unterstützen dabei sein Aneignungstalent ebenso, wie das aus seiner Nüchternheit und Bedürfnislosigkeit entspringende Gefühl vollkommener Befriedigung, wenn er sein Leben lang unter stets gleichen Bedingungen Tag für Tag dieselbe Manipulation ausführt. Er erfüllt am vollkommensten das Ideal einer menschlichen Arbeitsmaschine, nicht allein, weil er gleichförmig wie eine Maschine, sondern auch weil er zugleich intelligent arbeitet“ (1882: 694).

Noch lasse sich nicht absehen, welche Industrien diese Art von Arbeitskraft brauchen und sich auf chinesischem Boden niederlassen werden. Aus dem Lande selbst werde es dazu wenig Initiative geben, „aber fremdes Capital“ werde „nicht verfehlen, die Gelegenheit zur billigen Herstellung von Manufacturen für den Weltmarkt zu benutzen“ (1882: 694).

Von einer „Zerstückelung und Zerbröckelung“ Chinas hielt v. Richthofen jedoch nichts; hierfür sei die Bevölkerung in allem viel zu gleichartig „und zu fest zusammengeschweißt“ (1897: 31). Eine Verwaltung des Landes durch fremde Mächte sei daher bestenfalls auf Zeit möglich. Mit dem Erwerb von Kiautschou hatte Deutschland aus v. Richthofens Sicht alles richtig gemacht: „So lange die fremden Mächte (...) es selbst übernehmen, von ihren festen Plätzen an den Küsten aus das Land zu schützen, werden sie die Fäden der Erstarkung des Reiches der Mitte in ihrer Hand behalten“ (1897: 32). „Völlig ausgeschlossen“ sei dagegen, „daß Kiautschou jemals ein Auswanderungsplatz für Deutsche werden“ (30) könne, dazu sei das Land viel zu dicht bevölkert und selbst auf Bevölkerungsabfluss angewiesen.

Neben manchen positiven Bemerkungen über die Chinesen finden sich in v. Richthofens Tagebüchern aber auch einige abfällige Äußerungen, die zu seinem grundsätzlichen Überlegenheitsgefühl gegenüber „tieferen Rassen“ (vgl. v. Richthofen 1908: 78) passten. Hätten die „finnisch-uralischen Rassen“ Europa besiedelt, so wäre dieses trotz seiner buchtenreichen Küsten nie so entwickelt worden wie durch die „eingewanderten indogermanischen Völker“, die es vermocht hätten, „die kärgliche Natur zu besiegen und alle Vorteile wahrzunehmen, welche Europa bietet, mittelst der Kultur, welche sie aus dem Mittelmeergebiet übernommen haben“ (346). Ohne Getreide und Haustiere hätten „aber auch sie (...) es nie erreichen können“ (346).

v. Richthofen unterschied zwischen „kulturlosen“ und „kulturvollen“ Völkern. Erstere würden gewöhnlich „neben einem eindringenden Kulturvolk entweder unvermischt fortbe-

stehen als Sklaven“ oder „im Kampf ums Dasein“ unterliegen, andere Völker tropischer Länder seien dagegen wegen ihrer „Widerstandsfähigkeit gegen das Klima“ den dort allmählich zeugungsunfähig werdenden Europäern überlegen und würden von deren „intelligenterer Verwaltung“ (1908: 76) profitieren. Damit war die Ausbeutung der Arbeitskraft der „Eingeborenen“ durch v. Richthofen gerechtfertigt, zugleich aber auch ihr potentieller Aufstieg mitgegeben.

Schließlich sei noch Alfred Kirchhoff erwähnt, der vor der Hamburger Bürgerschaft einen populären Vortrag zu „China und die Chinesen“ hielt. China, so stellte er gleich zu Beginn fest, sei ganz abgesehen von seiner wirtschaftlichen Bedeutung, die guten Gewinn für Deutschland verspreche, „auch rein geographisch eins der interessantesten Länder der Welt!“ (1914: 71). So imponiere dieses „Land“, das zugleich „im wesentlichen den Staat China“ bilde, da die Außenbesitzungen ihm nur „lose anhängen“ würden, „durch seine Raumerfüllung“, sprich seine Größe, und durch seine „Kreisgestalt“, welche „die kleinstmögliche Angriffslinie“ (71) biete. Das Klima wiederum, erfordere Menschen, die große Kälte und große Hitze ertragen, mithin „die Körperleistung von Jakuten oder Tschuktschen (...) mit der des Negers“ verbänden, was „auf Erden einzig und allein“ den Chinesen gelänge. Darum auch würden chinesische Auswanderer „so gut wie niemals dem Klima zum Opfer fallen“ (76).

In wirtschaftlicher Hinsicht hob Kirchhoff die Selbstgenügsamkeit Chinas hervor, die auf seinen Versuch zurückgehe, „das Gleichgewicht zu halten zwischen einer zu grenzenloser Vermehrung drängenden Volkszahl und einer durchaus nicht ins Unendliche vermehrungsfähigen Summe ausschließlich heimischer Landeserzeugnisse“. Das habe „den großartigsten Kampf ums Dasein“ hervorgebracht, „den je eine Nation gekämpft“ habe. „Er ist es, der die größten Vorzüge des Chinesentums erschuf und fortdauernd vervollkommnete: den unvergleichlichen Arbeitsfleiß, die geduldigste Ausdauer und die bescheidenste Einschränkung der Ansprüche an die Genüsse des Lebens“ (1914: 79). Allein in China sei es gelungen, „die uralte Lust unseres Geschlechts am ungebundenen, müßigen Dahinleben in ihr Gegenteil zu verkehren“; hier sei, vor die Alternative des Verhungerns gestellt, „der Trieb zum emsigen Schaffen den Menschen zur andern Natur geworden“ (79). Mitgefühl zu haben mit diesem „Arbeitselend des Kulturmenschen“ (80), sei jedoch verkehrt, weil „unbedachtsam nach unserem Maß“ (81) gemessen. Der Chinese sei keineswegs in „stumpfsinnigen Trübsal“ gefallen, sondern zeige eine „nicht leicht zu beugende stillvergnügte Heiterkeit“ (81). Kirchhoff erklärte sich dies mit der „tellurischen Auslese“; sie habe „nicht nur die Faulen und Üppigen ums Leben“ gebracht, sondern „von den Helden des Fleißes und Darbens auch alle die, denen ein solches Heldentum Lebensüberdruß“ bereitet habe. „Und so sehen wir eine uralte vererbte Munterkeit dem darbenen Arbeitsernst der Chinesen wie ein versöhnender Engel zur Seite zu stehen“ (91).

Als negative Folgen des Kampfes der „zahlreichen Mitbewerber um den kärglichen Verdienst“ registrierte Kirchhoff im Wirtschafts- und Geschäftsleben „Arglist, Lug und Trug“; die beengten Wohnverhältnisse und die Armut machte er für „eine widerliche

Gleichgültigkeit gegen Reinhaltung von Körper und Kleidung“ verantwortlich; das „Erpichtsein auf materiellen Verdienst“ habe „höhere als im Dienst der Technik stehende Künste, wahre d. h. nach dem inneren Zusammenhang der Dinge forschende Wissenschaft nicht aufkommen“ lassen: „Die Musen und Grazien waren nie in China heimisch“ (1914: 81). Ferner benannte Kirchhoff die „einseitige Größe (...) chinesischer Nationalentwicklung“ (81). So standen sich aus seiner Sicht „zweierlei Kulturmenschheiten“ gegenüber, „eine mit europäischem Kulturgepräge und eine chinesische“, deren sich mit dem begonnenen Eisenbahnbau abzeichnende „innigere Berührung (...) eins der folgenschwersten Ereignisse des zwanzigsten Jahrhunderts“ (81) bilden werde. „Wie wird sich die Lohnfrage stellen, wenn die gelbe Rasse auf dem Arbeitsmarkt Europas auftritt? Welcher Umschwung wird im Welthandel eintreten, wenn China mit seinen Steinkohlenschätzen, seinem billigen Arbeitslohn zur Großindustrie übergeht?“ (82).

Die Rückwirkung auf China, glaubte Kirchhoff, würde dagegen eher begrenzt ausfallen. Zwar werde „manche Schattenseite seiner bisher starr selbständigen Kultur“ durchaus durch Einflüsse des Abendlandes „durchlichtet“ werden, weiterdauern aber werde „der demantne Kitt seiner Gesellschaft, der ehrenfeste Familiensinn, (...) seine nervenstarke Ausdauer in allen Klimaten und die schier unerschöpfliche Arbeitskraft, vervielfacht durch Übernahme unserer Methoden in der Technik seines Wirtschaftsgetriebes“ (1914: 82). Kirchhoffs Fazit lautete: „eine große Zukunft steht dieser Nation zweifellos bevor. Denn auch von ganzen Völkern gilt das Dichterwort: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“ (82).

5 Europa am Ende?

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde Europa in geographischen Schriften verstärkt als westliche Halbinsel Asiens präsentiert und immer öfter von Eurasien gesprochen. Gleichwohl verteidigte die Mehrheit der Geographen den Erdteilstatus Europas als physisch-kulturelle Einheit. Europa, triumphierte Johann Justus Rein kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert, habe sich geistig wie materiell „auf dem fruchtbringenden Boden des Christentums (...) zum Zentrum der Welt emporgearbeitet“, von ihm strahle „das Licht des menschlichen Geistes und eine Macht“ aus, „die selbst an den fernsten Grenzen fühlbar“ (497) werde. Die damit einhergehende „Raubwirtschaft“ nebst Völkermord rechtfertigte Friedrich als temporären, aber „*notwendigen Aufräumungsprozeß*“, der sich „unabänderlich (...) wie ein Gesetz“ vollziehe. Europas „intensive Bewirtschaftung der Erde“ müsse zwecks „festerer und festester Fundierung der Menschenart auf unserem Planeten“ „schnellstens“ (1904: 95) verallgemeinert werden. Gut hundert Jahre später erinnerte Diamond am Beispiel der Geschichte Chinas und Vorderasiens die moderne Welt an die „heil-same Lehre“: „Die Zeiten ändern sich, und Vorherrschaft in der Vergangenheit garantiert keine Vorherrschaft in der Zukunft“ (1998: 516). Doch war auch das den Geographen des 19. Jahrhunderts längst geläufig. Ritter (s. o.) hat diesen Punkt als das „historische Ele-

ment“ der Geographie abgehandelt, Peschel es auf den Punkt gebracht. Der Wert der Naturverhältnisse ändere sich mit der „Steigerung menschlicher Leistungen“, daher dürften auch nicht die „Umriss von Land und Meer (...) als das höchste“ gelten, sondern allein die menschliche Tat:

„Diese geschichtlichen Erkenntnisse predigen uns den Satz von der Vergänglichkeit aller geographischen Vergünstigungen. In der Kette der Gesittungsgeschichte war das Mittelmeer bloß ein Glied, welches der höchste Glanz nur eine begrenzte Zeit umfloß. So wird auch Europa selbst nur vorübergehend der Schauplatz der höchsten Leistungen des Menschengeschlechts bleiben können. Die alten Hellenen, als Bewohner von Inseln scharf geschnittener Halbinseln, Landengen, durch Gebirge streng abgeschiedener Thäler und Landschaften, genossen alle Reize und Vorzüge der politischen Kleinwirtschaft, günstig für Entfaltung geistiger Mannigfaltigkeit, hinderlich aber für größere nationale Leistungen. So versanken sie in geschichtlicher Vergessenheit, als ihre Zeit abgelaufen war. Ganz ähnlich ist Europa jetzt der schicklichste Erdraum zur Ausbildung von Völkern mit scharf ausgeprägter Persönlichkeit“ (Peschel 1871: 319).

Es habe „auch kaum anders kommen“ können, meinte Peschel, denn „natürliche Grenzen“ hätten in Europa „national geschlossene Staaten oder Gesellschaften“ (1871: 319) gefördert. Jetzt aber Sorge man sich, ob nicht, wie einst für das griechische Sonderleben, auch für die individualisierten Völker Europas die Zeit abgelaufen und auf „größere geschichtliche Schöpfungen“ hinausgehe. Denn:

„Im Westen von uns in einer Welt, der eine alte und alternde gegenübersteht, auf Gebieten zwischen zwei Oceanen gelegen, erfüllt ein junges Völkergemisch bald den Raum eines Festlandes, das leicht die dreifache Einwohnerzahl China's, nämlich 1000 Millionen, ernähren könnte, wächst eine neue Gesellschaft auf, alle Jahrzehnte ihre Kopfzahl ein Drittel vermehrend, so daß sie voraussichtlich das 20. Jahrhundert mit 100 Millionen antreten wird. Wenn demaleinst auf jenem [amerikanischen] Schauplatz höhere Aufgaben gelöst werden, dann müssen die Völker Europa's aus dem geschichtlichen Vordergrund zurücktreten. Sobald bei uns die Sonne im Mittag steht, röthen ihre ersten Strahlen die Küstenlandschaften der neuen Welt. So ist es auch mit der menschlichen Cultur. Europa steht jetzt im Mittag ihrer Bahn, und drüben dämmert bereits der Morgen. Die Sonne aber rückt weiter, sie steht nicht gefesselt, wie auf Josua's Geheiß, und wie die Gliederungen unseres Welttheiles, geologisch aufgefaßt, nur eine flüchtige Erscheinung sind, so wird auch ihr sittengeschichtlicher Werth dem Loose alles Vergänglichen sich nicht entziehen können“ (Peschel 1871: 319).

Vierzig Jahre später konstatierte Otto Schlüter: „Noch faßt Europa die meisten Fäden des Systems [der Weltwirtschaft] zusammen, noch trägt es die zahlreichste Bevölkerung, noch zeigt die Bevölkerungsverteilung in den Kolonialländern mehr die Richtung ihrer Einwanderung an, als daß sie sich nach den Bedingungen der neuen Heimat richtete. Aber das wird sich ändern“ (1912: 427). Europa werde allerdings in Zukunft „seine Monopolstellung in Weltwirtschaft und Weltverkehr notwendig bis zu einem gewissen Grade verlie-

ren“ (428). Schon jetzt sei die „Dezentralisation“ mit den Vereinigten Staaten und Japan in Ostasien als den „Hauptträgern“ eingeleitet, wobei Erstere „mit ihrem reich ausgestatteten Land in beherrschender Stellung an zwei Ozeanen“ wohl die größte Aussicht haben würden, „das Erbe Europas an[zu]treten“ (428).

Daneben kannte Schlüter Gegengründe. Die Vereinigten Staaten, prognostizierte er, würden sich allmählich „auf die Selbstgenügsamkeit“ zurückziehen; denn ihr Gebiet sei „eben doch mehr eines nach der Art von China“, und das gelte auch von Argentinien. „So kommen wir wieder auf die einzigartige Stellung Europas zurück, deren Bedeutung wohl herabgemindert und selbst vernichtet werden, aber nicht von einem andern Land eingenommen werden kann. So lange es ein Zentrum der Weltwirtschaft gibt, so lange wird dies in Europa liegen“ (1912: 428).

Nach dem Ersten Weltkrieg schien vorübergehend der „Untergang des Abendlandes“ anzustehen, doch die schrillen Töne, mit der sich auch einige Geographen Spenglers Vision zu eigen machten, ließen in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre nach. Hettner urteilte in seinem „Gang der Kultur über die Erde“: „Unsere Hegemonie auf der Erde gehört einer vergangenen Zeit an; aber einen völligen Niedergang, einen Untergang des Abendlandes, müssen wir nur befürchten, wenn wir keinen Ausweg aus unserem ewigen Streite finden“ (1929: 138). Bezüglich Chinas erkannte er, dass es sich zwar langsamer als Japan wandeln werde, doch der Prozess sei zweifellos im Gange. „Eine der gewaltigsten Kulturmächte der Erde, vielleicht die gewaltigste, ist hier in der Ausbildung begriffen“ (139f.). Ferdinand v. Richthofen habe dies „längst vorausgesehen und vor der Gefahr gewarnt, die darin für Europa liege, zu einer Zeit, als die übereifrigen Apostel des Fortschrittes immer nur predigten, daß König Dampf seinen Einzug in China halten müsse“ (140).

Der Richthofen-Schüler Georg Wegener erkannte als „die größte ‘gelbe Gefahr’, wenn einmal die Ausbreitung der Chinesen über die Erde noch größeren Umfang annimmt als heute“, die aus dem „äußerste Anspannung“ verlangenden „Kampf ums Dasein“ hervorgegangene spezielle „Menschenart (...), die in der Niedrigkeit ihrer Lebensansprüche und in der Körper- und Nervenzähigkeit für die ihr traditionell vertrauten Arbeiten sowohl in ihrem eigenen Lande wie in Auswanderungsgebieten jede Konkurrenz absolut aus dem Felde schlägt“ (Wegener 1937: 344). Ansonsten war ihm dieses „hochbegabte“ (353) und erfindungsreiche Volk, das „den überwiegenden Großteil“ seiner Kultur „ganz aus eigenem geschaffen“ hatte und zum „Lehrmeister für ganz Ostasien“ (354) geworden war, in seiner „kulturellen Gesamtleistung (...) der höchsten Bewunderung wert“: „Sie gehört als solche unbedingt zu den bedeutendsten Schöpfungen der Menschheit“ (353).

Es sollte aus vielerlei Gründen, die hier nicht mehr zur Debatte stehen, jedoch noch weitere Jahrzehnte dauern, in denen es zwischenzeitlich eher nicht danach aussah, dass China diese „Gefahr“ darstellen würde. In Eglis China-Aufsatz von 1966 findet sich noch keinerlei Spur von einer ‘chinesischen Gefahr’. Das moderne China wird von ihm wegen seiner neuerlichen „Erdverbundenheit“ als geradezu vorbildlich hinsichtlich der „Pflege der Natur“ dargestellt, nachdem es zunächst überstürzt in die „industrielle Weltrevolution

der Gegenwart“ eingeschwenkt sei: „Die jüngsten technischen Werke [Flusskorrekturen, Staudämme, Bewässerungsmaßnahmen] seien dem gigantischen Stil des Kontinents und seiner Ströme gemäß und der kühnen Taten der Vorfahren (...) würdig. Durch Raum und Zeit der chinesischen Welt geht das Gebot der Landschaft“ (Egli 1966/1975: 150). Heute gelten viele Entwicklungen in China als Zeugnis einer profitorientierten Umweltverwüstung; gleichzeitig ist das Land zusammen mit anderen asiatischen Mächten zu einem unübersehbaren Mitspieler auf dem Weltmarkt, speziell dem Weltbodenmarkt, geworden und beteiligt sich kräftig an der Globalisierung genannten Ausbeutung des Planeten. Sein durch allerlei Aktionen und Drohgebärden unterstrichener Machtanspruch im Ost- und Südchinesischen Meer (die Namensgebung durch europäischen ‘Entdecker’ kommt dem entgegen) ist dabei nur ein weiterer Indikator für den kommenden Weltmachtanspruch.

6 Schlussbemerkungen

Nach Jürgen Osterhammels beispielloser Universalgeschichte des 19. Jahrhunderts zur „Verwandlung der Welt“ (2011) hat nun auch Iris Schröder mit ihrer Studie über „Das Wissen von der ganzen Welt“ (2011) eindrücklich bestätigt: Das 19. Jahrhundert war nicht zuletzt „ein Jahrhundert der Geographie“, d. h. ihrer „divergierenden Deutungsangebote“ von „sich dynamisch verräumlichenden Vorstellungswelten“ (2011: 261). Die sammelnde, ordnende, sortierende und aufbereitende Wissensproduktion ihrer Vertreter sei jedoch entgegen häufiger Behauptungen „in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (267) nicht a priori politisiert gewesen. Gleichwohl hätten die „eng an eine Fülle von zeitgenössischen Fortschrittsvisionen“ (267) anknüpfenden „Universalgeographien“ dazu gedient, „die europäische Vorherrschaft über weite Teile der Erde rhetorisch zu festigen und zugleich zu legitimieren“ (268). Hierzu habe nicht zuletzt Ritters Charakterisierung Europas als Kontinent der „Harmonie“ und der „Mäßigung“ beigetragen, die weniger eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Beschreibung als vielmehr Ausdruck eines europäischen Selbstverständnisses gewesen sei, „das eine grundlegende Identifikation mit Europa vorsah und deshalb – durchaus in einer Art Zirkelschluss – Europa ebenfalls im Muster anerkannter bürgerlicher Wertehorizonte wie ‘Harmonie’ und ‘Mäßigung’ zu charakterisieren verlangte“ (269).

Diese „neue“ Geographie war jedoch alles andere als eine gemütliche Bürgerstube. Zur Harmonie gesellte sich bei ihren Protagonisten in Absetzung von den vermeintlich passiven, faulen Völkern ein geradezu obsessives Bekenntnis zum „Kampf“ gegen die Natur durch „Arbeit“. Geriete diese Vorstellung aus dem Blick, würde ein entscheidender Zug der „neuen“ Geographie ausgeblendet. „Die *Arbeit* ist die Seele der *Cultur*“ (Kapp 1845/II: 305), sie soll den *Widerstand* der Natur gegenüber dem Menschen *brechen*. „Nach und nach“ entwinde sich dieser ihren „Fesseln“ (Ritter 1852: 165) und wirke auf sie bis zu ihrer „völligen Bemeisterung“ (245) umgestaltend ein. Insofern stellt sich die „neue“ Geographie des 19. Jahrhunderts, die ihrem Selbstverständnis nach eine Naturwissenschaft mit historischem Element war, nicht nur als harmonische Weltanschauung dar, sondern

zugleich als wissenschaftliche Legitimationsideologie des kapitalistischen Wirtschaftsbürgertums und seines imperialistischen Leistungsverständnisses gegenüber Mensch und Natur.

Vor allem aber leitete der Geograph aus den Naturverhältnissen Europas und der auf sie zurückgeführten Arbeitsmoral seiner Bewohner, die er der Kulturlandschaft unmittelbar aufgeprägt sah, die *natürliche Berechtigung* ab, die „Völker“ anderer Räume ebenfalls zur Arbeit *zu erziehen* (also faktisch auszubeuten), weil deren zu kalte, zu trockene oder zu heiße Klimate sie daran hindern würden, ihre Räume aus eigener Kraft zu entwickeln, so dass sie für die Entwicklung der Menschheit ohne Hilfe von außen nicht das Optimale leisten könnten. Nur China und die Chinesen wurden bezüglich der Arbeit anders wahrgenommen und seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt als künftige Konkurrenten gefürchtet. Heute ist es soweit, dass der Aufstieg Chinas zum Subjekt der Weltökonomie und mit ihm anderer asiatischer Mächte nicht ohne Berechtigung als Abstieg Europas und selbst Amerikas wahrgenommen wird und Politik und Wirtschaft nach Antworten suchen, wie sich Europa auf die neue, pluralistische bzw. polyzentrische Weltordnung einstellen kann, dass es selber nicht zu einer *Quantité négligeable* wird und vom Mitspieler zum Objekt im Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt mutiert.

Der schon eingangs zitierte Ian Morris sieht dagegen die Menschheit vor der Option stehen: „Entweder schaffen wir eine Transformation, die die industrielle Revolution weit übertreffen und die meisten unserer Probleme lösen wird, oder wir taumeln in eine Katastrophe, wie es noch keine gab. Dann werden die apokalyptischen Reiter wieder losgaloppieren: Klimawandel, Hungersnöte, Seuchen, Migrationsströme, zusammenbrechende staatliche Ordnungen“ (2011b: 133). Katastrophenszenarien dieser Art sind nicht völlig aus der Luft gegriffen, sie werden durch die Medien kräftig gefüttert und angeheizt.

Diese Angst hatten Ritter und Kapp und mit ihnen andere Geographen des 19. Jahrhunderts nicht. Geradezu euphorisch beschreibt Ritter, wie die Formen und Stoffe der konkreten Natur „vernichtet, umgeändert, umgangen, überstiegen, durchbrochen“, „umgewandelt“, „gemindert“, „zurückgedrängt“, „gebändigt“, „unschädlich gemacht“ (Ritter 1852: 154) werden, um die Menschheit kulturell voranzubringen. Der Gang der Kultur über die Erde war für ihn ein Gang nach göttlichem Plan mit garantiert glücklichem Ausgang. Diese teleologische Gewissheit fehlt uns heute: Weder ist ein Gott in Sicht, der die Völker vor den „apokalyptischen Reitern“ bewahrt, noch ein bestimmter „Volksgeist“, der in seinem oder eigenem Auftrag sich zur Vollendung der Weltgeschichte eignen würde – berufen fühlen mögen sich manche. Auch die fortschreitende Globalisierung lässt kein Ziel der Geschichte erkennen: Es geht voran und zurück, bergauf und bergab, hin und her. Räume, die eben noch im Mittelpunkt alles Geschehens standen, geraten ins Abseits, andere werden zum Motor neuer Aktivitäten. Menschen sind freiwillig oder gezwungen unterwegs wie nie zuvor.

Unter diesen Umständen scheint es durchaus angebracht, neben der sich langsam etablierenden, methodisch aber noch umstrittenen „Weltgeschichte“ auch die Möglichkeit

einer „Weltgeographie“ zu bedenken, die außerhalb der akademischen Geographie Konjunktur hat. So wie Schröder für eine erneuerte Geschichtsschreibung plädiert, welche „die Geographie nicht mehr länger als etwas dem historischen Wandel Äußerliches begreift“ (272), so wünsche ich mir parallel eine Geographie, die das „historische Element“ aus seinem gegenwärtigen Nischendasein als historische Kulturlandschaftsforschung und -pflege herausholt und im Sinne einer „Weltgeographie“ wieder zu einem Teilstrang des Faches wie Schulfaches erhebt. Vorbild von historischer Seite könnten Osterhammel (2011) und Radkau (2011) sein. So würde die heutige Geographie in einem Teilbereich wieder anschlussfähig an die globale Tradition der klassischen Geographie sowie ihrer Verbindung mit der Geschichte, doch ohne diese Tradition einfach zu kopieren und, wie Diamond, ihre Raummythen unreflektiert zu reproduzieren.

Anmerkungen

1 Alle Kursivstellungen in Zitaten sind Hervorhebungen im Original.

Literatur

- Andree, Karl 1868: Die Veränderungen in der gegenseitigen Stellung der Menschenrassen und der wirtschaftlichen Verhältnisse. In: Globus Bd. 14, S. 17-21.
- De Melo Araújo, André 2012: Weltgeschichte in Göttingen (= Der Mensch im Netz der Kulturen – Humanismus in der Epoche der Globalisierung 16). Bielefeld.
- Diamond, Jared 1998: Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften. Frankfurt a. M.
- Egli, Emil 1975: China – Landschaftliches Porträt eines Halbkontinents [zuerst 1966]. In: Egli, E.: Mensch und Landschaft. München 1975, S. 141-150.
- Engelmann, Gerhard: Die Hochschulgeographie in Preußen 1810-1914 (= Erdkundliches Wissen 64). Wiesbaden 1983.
- Friedrich, Ernst 1904: Wesen und geographische Verbreitung der „Raubwirtschaft“. In: Petermanns Mitteilungen 50, S. 68-79 u. 92-95.
- Guthe, Hermann 1868: Lehrbuch der Geographie für die mittleren und oberen Classen höherer Bildungsanstalten sowie zum Selbstunterricht. Hannover
- Hettner, Alfred 1929: Der Gang der Kultur über die Erde. Leipzig/Berlin.
- Jing, Liu 2003: Wahrnehmung des Fremden: China in deutschen und Deutschland in chinesischen Reiseberichten vom Opiumkrieg bis zum Ersten Weltkrieg. Diss. Phil. Fak. Freiburg/Brsg.
- Kapp, Ernst 1845: Philosophische Erdkunde. 2 Bde. Braunschweig.
- Kirchhoff, Alfred ⁴1914: Mensch und Erde (= Aus Natur und Geisteswelt 31). Leipzig/Berlin.
- Morris, Ian 2011a: Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden? Frankfurt a. M.

- Morris, Ian 2011b: „Angst treibt voran.“ In: *Der Spiegel* Nr. 25, 128-133.
- Oppel, Alwin 1884: *Landschaftskunde. Versuch einer Physiognomik der gesamten Erdoberfläche.* Breslau.
- Osterhammel, Jürgen 1987: *Forschungsreise und Kolonialprogramm. Ferdinand von Richthofen und die Erschließung Chinas im 19. Jahrhundert.* In: *Archiv für Kulturgeschichte* 69, S. 150-195.
- Osterhammel, Jürgen 1998: *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert.* München.
- Osterhammel, Jürgen 2011: *Die Verwandlung der Welt. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts.* München.
- Peschel, Oskar 1867: *Die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung.* In: *Das Ausland* 40/Nr. 39, S. 913-918
- Peschel, Oskar 1870: *Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung.* In: *Das Ausland* 43/Nr. 22, S. 505-512
- Peschel, Oskar 1871: *Ueber den Einfluß der Gliederungen Europa's auf das Fortschreiten der Gesittung.* In: *Das Ausland* 44, S. 313-319.
- Peschel, Oskar 1877: *Völkerkunde.* Leipzig [Zuerst: 1874].
- Radkau, Joachim 2011: *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte.* München.
- Ratzel, Friedrich 1876: *Die chinesische Auswanderung. Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie.* Breslau.
- Ratzel, Friedrich 1897: *Politische Geographie.* München/Leipzig.
- Rein, Johann Justus 1894: *Asien.* In: *Geographisches Handbuch zu Andrees Handatlas.* Bielefeld/Leipzig, S. 496-611.
- Reuschle, Karl Gustav 1858-1859: *Handbuch der Geographie oder Neueste Erdbeschreibung mit besonderer Rücksicht auf Statistik, Topographie und Geschichte.* 2 Bde. Stuttgart.
- Richthofen, Ferdinand v. 1874: *Die Gebirgsprovinz Sz'-tshwan in China.* In: *Tageblatt der 47. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Breslau vom 18. bis 24. Sept. 1874.* Breslau, S. 160-172.
- Richthofen, Ferdinand v. 1877: *China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien.* Bd. 1: *Einleitender Theil.* Berlin.
- Richthofen, Ferdinand v. 1882: *China. Ergebnisse einer Reise* Bd. 2: *Das nördliche China.* Berlin.
- Richthofen, Ferdinand v. 1895: *Der Friede von Schimonoseki in seinen geographischen Beziehungen.* In: *Geographische Zeitschrift* 1, S. 19-39.
- Richthofen, Ferdinand v. 1897: *Kiautschou. Seine Weltstellung und voraussichtliche Bedeutung.* Berlin.
- Richthofen, Ferdinand v. 1907: *Tagebücher aus China, ausgewählt und hrsg. v. Ernst Tiessen.* 2 Bde. Berlin.
- Richthofen, Ferdinand v. 1912: *Chinas Binnenverkehr in seinen Beziehungen zur Natur des Landes.* In: *Mitteilungen des Ferdinand von Richthofen-Tages 1912.* Berlin, S. 1-18.
- Richthofen, Ferdinand v. 1928: [Briefe an Alfried Krupp.] In: *W. Berndrow (Hrsg.): Alfried Krupps Briefe 1826-1887.* Berlin.

- Ritter, Carl 1806: Einige Bemerkungen über den methodischen Unterricht in der Geographie. In: GuthMuths Neue Bibliothek für Pädagogik 2, S. 198-219.
- Ritter, Carl 1822: Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder Allgemeine, vergleichende Geographie. Berlin. [Die Erstauflage 1817/18 wurde nach den ersten beiden Bänden abgebrochen.]
- Ritter, Carl 1834: Die Erdkunde ... Teil 4, Buch 2, Bd. 3: Asien. Berlin.
- Ritter, Carl 1850: Die Erdkunde ... Teil 15/1.3: Vergleichende Erdkunde der Sinai-Halbinsel, von Palästina und Syrien Bd. 2/1. Berlin.
- Ritter, Carl 1852: Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie, und Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde. Berlin.
- Ritter, Carl 1862: Allgemeine Erdkunde, hrsg. v. Hermann Adalbert Daniel. Berlin.
- Ritter, Carl 1863: Europa, hrsg. v. Hermann Adalbert Daniel. Berlin.
- Schlüter, Otto 1912: Die Erde als Wohnraum des Menschen. In: Rothe, Karl Cornelius/Weyrich, Edgar (Hrsg.): Der moderne Erdkunde-Unterricht. Beiträge zur Kritik und Ausgestaltung. Wien/Leipzig. S. 379-429.
- Schröder, Iris 2011: Das Wissen von der ganzen Welt. Globale Geographien und räumliche Ordnungen Afrikas und Europas 1790-1870. Paderborn.
- Sonderegger, Arno 2004: „Wölfe im Schafspelz.“ Wenn Biologen Geschichte schreiben. In: Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien 4/Nr. 6, S. 131-160.
- Wardenga, Ute 1990: Ferdinand von Richthofen als Erforscher Chinas. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 13, S. 141-155.
- Wegener, Georg 1937: Das chinesische Reich. In: Nordasien, Zentral- und Ostasien in Natur, Kultur und Wirtschaft (= Handbuch der geographischen Wissenschaft, hrsg. v. F. Klute). Potsdam, S. 243-434.

Tobias ten Brink ■

Kontinuität und Wandel: China in der westlichen Chinaforschung

Abstract

Dieser Aufsatz zeichnet die jüngere Rezeptionsgeschichte des wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Wandels in China nach. Während in der Epoche des Kalten Krieges totalitarismustheoretische Analysen vorherrschten, prägten ab den 1980ern neben kulturorientierten Ansätzen liberale und institutionalistische Untersuchungen das Feld. Einflussreiche Diskurse in der Chinaforschung brachten in den letzten Jahrzehnten gehaltvolle Erkenntnisse hervor, wiesen aber auch Defizite auf. Letztere tragen nicht dazu bei, etablierte westliche Stereotypen gegenüber der komplexen Wirklichkeit Chinas zu entkräften.

1 Einleitung

Kaum ein Land auf der Erde hat seit dem Zweiten Weltkrieg einen derartigen sozialen Wandel erlebt wie die Volksrepublik China. Und kaum ein Land wurde im „Westen“ mit unterschiedlicheren Attributen gekennzeichnet: Galt China unter Mao noch vielen Forschern als fernöstliche Variante des Totalitarismus und wurde es polemisch als „gelbe Gefahr“ gebrandmarkt – im Kontrast zu linken Vorstellungen um und nach 1968, die die Volksrepublik spiegelbildlich zum Land der Utopien stilisierten –, hat sich die Wirtschaft des Landes bis heute gewissermaßen zum „Retter der Weltwirtschaft“ gemausert, obgleich Ängste gegenüber der „neuen Supermacht“ fortbestehen. Letzteres drückt sich nicht zuletzt in der Annahme einer Gefahr für den „westlichen Wohlstand“ und für westliche weltpolitische Geltungsansprüche aus.¹

Dieser Aufsatz zeichnet die jüngere Rezeptionsgeschichte des chinesischen Reformprozesses in groben Zügen nach. Es wird herausgearbeitet, dass diverse Traditionen und einschlägige Diskurse in der sozialwissenschaftlichen Chinaforschung in den letzten Jahrzehnten gehaltvolle Erkenntnisse über wirtschaftliche und politische Veränderungen des Landes hervorbrachten. Einige wiesen jedoch auch Defizite auf. Dazu gehören etwa einsei-

tige, elitenzentrierte Darstellungen sowie populärwissenschaftliche Arbeiten, die unter Rückgriff auf kulturelle Stereotypen das vermeintlich „Andere“ der gesellschaftlichen Entwicklung und Modernisierung Chinas zu erklären gedenken.

Eingangs erläutere ich, wie sich vor dem Hintergrund der Revolution von 1949 und der Machtübernahme der Maoisten die sogenannte Totalitarismustheorie in der westlichen Chinaforschung etablierte. Weil sich die Entwicklungsgeschichte der Volksrepublik jedoch nur schwerlich in die häufig vereinfachenden Schemata dieser in der Phase des Kalten Krieges vorherrschenden Denkschule einfügen ließ, wurde sie immer häufiger kritisiert. Wie ich im Anschluss zeige, machten sich ab den 1970ern diverse liberale und institutionalistische Autoren vor dem Hintergrund signifikanter Umbrüche daran, die vielfach nicht vorhergesehenen Reformen der Volksrepublik unter Deng Xiaoping zu untersuchen. Galt in der historischen Phase unter Mao das Hauptaugenmerk dem Parteistaat und der Ideologie des Maoismus, standen in der „Transformationsphase“ des Landes ab den 1980er Jahren häufiger andere Bereiche im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, etwa eine signifikante unternehmerische Dynamik, die Entstehung von Märkten und eine wirtschaftspolitische Dezentralisierung.

Schließlich stelle ich neuere Diskurse der Chinaforschung vor, die sich mit der internen Entwicklungsdynamik des Landes beschäftigen: unter anderem Debatten zur Vermarktlichung, zu den Anpassungs- und Steuerungsfähigkeiten des Parteistaates sowie zu den Demokratisierungspotentialen der Volksrepublik. Neben den bereits benannten Theorieschulen werden ebenfalls kulturorientierte und kapitalismustheoretische Ansätze eingeführt. Weil dieser Beitrag die Rezeptionsgeschichte in China selbst unberücksichtigt lässt, ist er notwendigerweise unvollständig. Ebenso verhindert der Schwerpunkt auf einige etablierte Positionen eine gebührende Würdigung weiterer Ansätze in der Chinaforschung.

2 Von der Totalitarismusforschung im Kalten Krieg zur institutionalistischen Wende

Die sozialwissenschaftliche Debatte über die Volksrepublik China war im Westen lange Zeit eingebettet in die Untersuchung „realsozialistischer“ Systeme. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte die gegenwartsbezogene Chinaforschung insbesondere in den USA einen Aufschwung. Ursächlich dafür waren der Kalte Krieg und die sino-amerikanische Rivalität. Totalitarismustheoretische Ansätze wurden vorherrschend. Diese lenkten ihre Aufmerksamkeit insbesondere auf die kommunistische Weltanschauung, die Bedeutung individueller Führungspersönlichkeiten, die Machtfülle der maoistischen Partei und auf politische Kämpfe und Interessengruppen innerhalb des Parteistaates (exemplarisch: Lewis 1963).² China galt als Antipode zur liberalen Demokratie westlichen Typs. Spiegelbildlich hierzu argumentierten Ökonomen, indem sie mit einer schroffen Entgegensetzung von dezentraler Markt- und zentraler Verwaltungswirtschaft einen in der Zeit des Kalten Krieges politisch verwertbaren „Systemgegensatz“ konstruierten.

Etwas vereinfacht ausgedrückt, kulminierten wissenschaftliche Untersuchungen vielfach in folgender elitenzentrierten These: Mit einer nahezu vollkommenen Kontrollmacht ausgestattet und autonome gesellschaftliche Bereiche eliminierend, gelingt es einer parteigesteuerten Bürokratie, die chinesische Gesellschaft nach ihrem Gutdünken zu lenken. Da diese Annahmen jedoch die Ein-Parteiherrschaft zu einer stabilen, unhinterfragten Herrschaft zu hypostasieren drohten, sozio-ökonomische Dynamiken geringschätzten und von sozialen Widerständen weitgehend absahen, neigte die totalitarismustheoretische Perspektive dazu, unzutreffende Schlussfolgerungen zu ziehen (überblicksartig: Dreyer 1996, 7-21). Umgekehrt tendierten linke Autoren bis in die späten 1970er häufig dazu, die Entwicklungen unter Mao zu idealisieren, ein anti-bürokratisches Idyll von Bauernkommunen zu beschreiben und etwa die postulierte Aufhebung der Stadt-Land-Gegensätze für bare Münze zu nehmen (vgl. zur Geschichte der sog. revisionistischen Ansätze in der Chinaforschung: Böke 2007; Stark/Nee 1989).³

Dass Mao in der Kulturrevolution vor dem Hintergrund innergesellschaftlicher Spannungen zum offenen Kampf gegen seine eigene Partei aufrief, passte nicht in die Schemata der Totalitarismustheorie, dass die Kommunistische Partei schließlich Marktreforment durchführte, noch weniger. In Folge des signifikanten Wandels der Volksrepublik ab Mitte der 1970er Jahre konnten sich auch aus diesem Grund andere theoretische Perspektiven etablieren. Unter der Regierung Deng Xiaoping kombinierten sich im ambitionierten Versuch einer Weiterführung des Zieles einer nationalen Entwicklung mit überregionaler Ausstrahlkraft auf paradoxe Weise Aspekte, die zuvor konkurrierenden Projekten der Moderne zugeordnet wurden – das der Vermarktlichung und das des Parteistaates. Die sozio-ökonomischen und politischen Institutionen entwickelten dabei eine Reform- und Anpassungsfähigkeit, die ihnen in der Totalitarismustheorie nicht zugebilligt wurde.

In den 1980ern entwickelten daraufhin *liberale* und *institutionalistische Ansätze* eine Anziehungskraft. Diese rekurrierten stärker auf die institutionellen Kontexte politischen und wirtschaftlichen Verhaltens. Im Unterschied zur Totalitarismusforschung, die die Volksrepublik unter dem Aspekt der *Stagnation* untersuchte, wurden nunmehr Triebfedern des *Wandels* in „staatssozialistischen Systemen“ identifiziert. Spannungsverhältnisse zwischen Staatsmacht und Gesellschaft wurden analysiert, um politische Konflikte und sozioökonomische Entwicklungstendenzen benennen zu können oder um etwa unterkomplexe Annahmen einer starren betrieblichen Despotie durch Hinweise auf die innerbetrieblichen Aushandlungsprozesse zu verfeinern (Walder 1986). Der lange Zeit üblichen einseitigen Konzentration auf die Machtspitze Chinas begegneten Autoren im Rahmen eines akteurszentrierten Interaktionismus: staatliches Handeln wird dem zufolge in seiner Einbettung in das Interaktionsgefüge Staat/Gesellschaft verstanden, um die Prozess- und Konflikthaftigkeit staatlichen Agierens in den Blick zu rücken (vgl. Derichs/Heberer 2008). Demnach konnte China mit denselben gesellschaftstheoretischen Instrumentarien untersucht werden, die für die Analyse der liberal-demokratischen Ordnungen des Westens bereits länger anerkannt waren.

Von den 1990er Jahren bis heute legten zahlreiche Autoren Untersuchungen vor, die in der einen oder anderen Weise an diesen Traditionen anknüpfen.⁴ Im Folgenden werden einige relevante Diskurse vorgestellt, die wichtige Einsichten hervorbrachten, jedoch auch Defizite aufweisen.

3 Vom Plan zum Markt: Debatten der Transformationsforschung

Unmittelbare Ursachen der Deng'schen Wende bildeten die tiefe gesellschaftliche Krise nach der Kulturrevolution und die Unzulänglichkeiten maoistischer Institutionen und Selbstverständnisse. Die Realität eines Herrschaftssystems, welches Züge eines zeitweilig regellosen, widersprüchlichen Machtkomplexes mit sich überschneidenden Zuständigkeitsbereichen aufwies, setzte die Machtelite unter einen erheblichen Reformdruck. Durch eine Konvergenz maoistisch-kollektivistischer und technokratischer Eliten sozialstrukturell unterfüttert, konnte sich schließlich der Reformflügel unter Deng im Gefolge interner politischer Kämpfe durchsetzen. Die Entwicklungen, die dieser Reformflügel ab Ende der 1970er Jahre in Gang setzte und/oder unter erheblichem gesellschaftlichen Druck zulassen musste, um seine Machtposition über allmähliche Reformen und Modellexperimente sicherzustellen, führten zu einer Aufwertung von Marktmechanismen, zur Dezentralisierung von wirtschaftlichen und politischen Entscheidungen sowie zur weitgehenden wirtschaftlichen Öffnung des Landes. Sogenannte Sonderwirtschaftszonen zogen ausländische (zuerst auslandschinesische) Investitionen, technologisches Knowhow und moderne Praktiken der Unternehmensführung auf das chinesische Festland.

Zur Beschreibung des chinesischen Transformationsprozesses wurde in aller Regel auf die These eines Übergangs vom „Plan“ zum „Markt“ Bezug genommen. Liberal-rationalistische Theorien (Nee 1989; Sachs/Woo 1999) sind hier von institutionalistischen Theorien zu unterscheiden (Guthrie 2002; McMillan/Naughton 1996). Beide Ansätze beziehen sich auf die besonders nach dem Zusammenbruch des Ostblocks politisch-praktisch wirksame Debatte um die Frage, wie Planwirtschaften in Marktwirtschaften umzuwandeln seien.

Während (neo-)liberale Autoren den Transformationsgesellschaften Osteuropas eine Schocktherapie („Big Bang“) empfahlen, der zufolge das Neue nicht innerhalb des Mantels des Alten entstehen könne, sprachen dieselben Autoren China, das diesen politischen Empfehlungen offensichtlich nicht Folge leistete, den Charakter eines Sonderfalls zu: Das Land konnte dem zufolge in den 1980er und 1990er Jahren nur deshalb erfolgreich wachsen, weil es günstigere Ausgangsbedingungen als die ehemaligen Ostblockstaaten besaß. Perspektivisch wurde von einer Abschwächung des chinesischen Wachstums und erheblichen Destabilisierungen ausgegangen (exemplarisch: Sachs/Woo 1999). Zudem wurden das Fehlen klar definierter Eigentumsrechte und die Einmischung staatlicher Bürokratien in unternehmerisches Handeln als wesentliche Hindernisse eines Übergangs in eine effiziente Marktgesellschaft betrachtet.

Dagegen betonten institutionalistische Autoren die Bedeutung des innovativen Unternehmertums, das nicht notwendigerweise im Gewand der abrupten Privatisierung auftreten

müsse.⁵ Sie empfahlen die Verknüpfung des Alten mit dem Neuen und verwiesen auf einen institutionellen Rahmen in China, der unternehmerisches Risiko förderte und (v. a. auf lokaler Ebene) Vertrauen bzw. vertragliche Garantien etablierte. Autoren fokussierten dabei, unter Einbezug wirtschaftssoziologischer Einsichten, auf die Wirksamkeit von vorgefundenen Institutionen und von Pfadabhängigkeiten, die die Bildung von neuen Märkten in China begünstigten und den Wachstumspfad stabilisierten (Guthrie 2002).

4 Neues Unternehmertum und Demokratisierungsthese

Um das Paradox einer Entfesselung von Marktkräften inmitten eines vermeintlich „kommunistisch“ geführten Landes zu lösen, beschrieben markt- bzw. unternehmenszentrierte Ansätze die Heraufkunft eines neuen Unternehmertums als essentielle Ursache des Wandels. Die Ausdehnung der Marktkräfte wurde als eine Folge des Rückzugs öffentlicher Kontrolle über die Wirtschaft bewertet. Erst der „schöpferische Unternehmer“ bildete die Voraussetzung und die fortwährende Bedingung erfolgreichen Wachstums. Er hat diesem Argument zufolge besonders in Teilen des ländlichen China der 1980er Jahre eine neue Heimat gefunden – und sich in einer dynamischen Bewegung in die Städte ausgebreitet (exemplarisch: Huang 2008; Naughton 1995). Im Gewand des Kollektivunternehmens etablierten sich dabei de facto privatwirtschaftlich geführte Unternehmen. Vor 1988 war es verboten, Privatunternehmen mit mehr als 8 Beschäftigten zu führen. Eine Lösung zur Gründung größerer privatwirtschaftlich geführter Firmen stellte die Registrierung als Kollektivunternehmen dar. In der regelverletzenden Praxis des „Tragen eines roten Hutes“, einer im Alltagsdiskurs weithin gebräuchlichen Formel, kam eine informelle Institutionalisierung zum Tragen, die schließlich im Laufe der Zeit den Rahmen der Unternehmensführung insgesamt veränderte.

Viele Autoren zogen aus dieser Entwicklung den Schluss, dass das rigide politische System Chinas mit den Vermarktlichungstendenzen nicht lange Schritt halten könne. Zwei Entwicklungslogiken – die politische Macht- und Kontrolllogik und die ökonomische Wachstums- und Profitlogik – würden diametral aufeinander stoßen. Hinsichtlich der hieraus resultierenden Entwicklungstendenzen wurden (und werden) daraufhin entweder eine unausweichliche Liberalisierung bzw. Demokratisierung oder ein Kollaps des Systems prognostiziert – je nachdem, welche sozialen Kräfte obsiegen (vgl. überblicksartig: Heberer/Senz 2009).

Einige Autoren argumentieren, der chinesische Staat würde das Land in die Entwicklungsfalle eines „Crony Capitalism“ führen bzw. er sei ein „räuberischer Staat“ (Pei 2006; vgl. He 2006). Aus liberal-evolutionärem Blickwinkel dagegen, ausgehend von Erfahrungen mit Demokratisierungsprozessen in Lateinamerika, Osteuropa oder Ostasien, wird eine Entwicklung prognostiziert, in der sich die herrschende Elite dem Schicksal eines Verlustes an Macht durch Demokratisierung fügt (Rowen 2007). In dieser modernisierungstheoretischen Annahme steckt die bekannte These, der zufolge die ökonomische Entwicklung die Entstehung von politischen Freiheiten befördert. Es wird dabei die Entstehung

einer Marktwirtschaft antizipiert, die ähnliche liberale Züge trägt wie in anderen Teilen der Erde.

Diese Prognosen sind jedoch erst einmal falsifiziert worden. Weder ließen sich in den letzten Jahren Züge eines liberal-demokratischen Wandels identifizieren, noch scheint der chinesische Staat die sozioökonomische Entwicklung in signifikanter Weise zu blockieren. Schließlich wurde etwa der Erfolg von De-facto-Privatfirmen sowohl in lokalen politischen Instanzen, die an der lokalen wirtschaftlichen Entwicklung interessiert waren, als auch auf der zentralen Führungsebene zunehmend anerkannt. Die Staats- und Parteiführung reagierte mit einer offiziellen Veränderung ihres Verhältnisses zur Privatwirtschaft und institutionellen wie rechtlichen Anpassungen. In neueren politikwissenschaftlichen Arbeiten wird daher die Anpassungsfähigkeit des Parteistaates betont, wie der nächste Abschnitt zeigt.

5 Anpassungsfähigkeit und politische Steuerung: Die Debatte um den Parteistaat

Weil die Tendenzen der Vermarktlichung, der Dezentralisierung sowie der Weltmarktöffnung und die Politik des autoritären Parteistaates sich ab den 1990er Jahre geradezu symbiotisch verknüpften – in einer zweckrational-instrumentellen Perspektive wohlgernekt – und die chinesische Wirtschaft bis in die 2000er Jahre (über erhebliche Herausforderungen wie die Asienkrise oder eine große Umstrukturierungswelle der staatseigenen Betriebe hinweg) sehr hohe BIP-Wachstumsraten, Produktivitätszuwächse und Exportgewinne verbuchen konnte, werden in neueren Debatten die Anpassungs- und Steuerungsfähigkeiten des Parteistaates akzentuiert. Eine Reihe von Arbeiten unterstreicht die Notwendigkeit einer proaktiven politischen Zentralgewalt und/oder subnationaler politischer Instanzen für den erfolgreichen Wachstumspfad (vgl. Heilmann 2008; Oi 1995; Perry 2007; Yang 2004; Zheng 2010). Die chinesische Partei- und Staatselite wird als pragmatisch-vorausschauende politische Kraft verstanden, die – ähnlich wie in anderen Entwicklungsstaaten in Ostasien – als Triebkraft der sozioökonomischen Modernisierung agiert.⁶ Das autoritäre System Chinas, das gleichwohl innerhalb der Eliten einen Spielraum für Debatten lässt, bildet in dieser Betrachtungsweise eine äußerst förderliche Basis der wirtschaftlichen Entwicklung. Es lernte, die Entwicklung von Märkten zu fördern. Ein politisches Beziehungsgefüge entstand, das zugleich einen interregionalen Wettbewerb der politischen Instanzen unterhalb der Zentralregierung nach sich zog, der die wirtschaftliche Dynamik antrieb. Es wird die Bildung eines komplexen Beziehungsgefüges verschiedener vertikaler sowie horizontaler Entscheidungsstrukturen hervorgehoben.

Chinaforscher erklären mit Blick auf den Parteistaat nach den 1970er Jahren, dass dieser über spezielle Fähigkeiten verfügte, sich einer wandelnden Umwelt anzupassen:

- Von hoher Bedeutung sei die Orientierung an der nationalen Souveränität gewesen, die eine wesentliche Voraussetzung für die Reformfähigkeit des politischen Systems war und der Regierung im Zeitalter der „Globalisierung“ einen erheblichen Manövrierraum ließ.

- Daneben habe die staatliche Kontrolle von wichtigen Kernbereichen der Wirtschaft als eine Bedingung erfolgreichen wirtschaftlichen Wachstums genauso gegolten wie die öffentliche Infrastrukturplanung und die Förderung technologischen Wandels. Die staatlichen Kontrollkapazitäten seien in einer effektiven Weise für die Expansion von (auch internationalen) Wirtschaftstätigkeiten genutzt worden.
- Darüber hinaus sei der Dezentralisierung wirtschaftlicher und politischer Prozesse, den innerstaatlichen Konsultationsmechanismen und Aushandlungsprozessen bei gleichzeitiger Einschränkung und gegebenenfalls Unterdrückung zivilgesellschaftlicher Räume eine hohe Bedeutung beigemessen worden.

Aus diesem Grund wird der These widersprochen, dass sich in China eine Art „Crony Capitalism“ herausgebildet hat, der ähnlich wie in anderen Entwicklungs- und Schwellenländern Wachstumsblockaden befördert. Alles in allem trägt die Lern- und Anpassungsfähigkeit der politischen Führung eher zur Stabilisierung des Systems bei – selbst dann, wenn sich die Marktexpansion fortsetzt.

Empirisch spricht einiges für die These umfassender politischer Anpassungs- und Steuerungsfähigkeiten. Doch weist sie Schwachstellen auf, die m. E. auf einen *Markt/Staat-Dualismus* hinauslaufen. Während der im vorletzten Abschnitt eingeführte markt- bzw. unternehmenszentrierte Ansatz eine zu einseitige Beschreibung der Reformdynamiken akzeptiert, attestiert dieser stärker politikzentrierte Ansatz der chinesischen Führung eine weise Voraussichtsfähigkeit, die mit der anarchischen Wirklichkeit des chinesischen Reformprozesses mitnichten zur Deckung gebracht werden kann (und darüber hinaus manchmal mit der Selbstbeschreibung der politischen Führung korreliert). Womöglich trägt die Erblast der elitenzentrierten Totalitarismusforschung in Teilen der Chinaforschung immer noch dazu bei, Staat und Wirtschaft, und erweitert, Gesellschaft, schroff einander gegenüber zu stellen, den Staat als ein externes Regime und nicht als einen Akteur *in der* (durch Konflikte charakterisierten) chinesischen Gesellschaft zu fassen (exemplarisch: Lieberthal 1995, 292-304).

Doch bevor diesem Problem abschließend Aufmerksamkeit geschenkt wird, weise ich auf einen weiteren Diskurs hin, der den Charakter der Wirtschaft und Gesellschaft Chinas unter Rückgriff auf kulturelle Faktoren zu ergründen sucht.

6 Historisch-kulturelle Faktoren als Quellen der chinesischen Dynamik

Auch wenn in China historisch immer wieder Momente der „westlichen Kultur“ adaptiert worden sind, trägt die Gesellschaft historisch-kulturelle Traditionsbestände mit sich. Neben älteren Traditionen – in der internationalen Diskussion wird dabei der konfuzianischen Ethik und den engen, inter-personalen Beziehungsnetzwerken (*guanxi*) eine hohe Bedeutung beigemessen – gehört hierzu der Sino-Marxismus, der das sowjet-marxistische Modernisierungsmodell nach 1949 zu imitieren suchte, es jedoch erheblich modifizierte und auch aus diesem Grund einen eigentümlichen Weg in die Moderne begründete.

Im Falle Chinas argumentieren Historiker, historische Soziologen und Anthropologen

dafür, dass zur Erklärung der außerordentlichen wirtschaftlichen Dynamik ältere handelskapitalistische Traditionen Chinas (und Ostasiens) einbezogen werden müssen (exemplarisch: Hamilton 2006). Die reiche Tradition handelskapitalistisch orientierter Gruppen in China, die über Jahrhunderte mit der vorherrschenden tributären Staatsklasse koexistierten, jedoch niemals eine dominante Stellung errangen, sind demnach im Verlaufe des 20. Jahrhunderts im Rahmen der neuen „Tributherrschaft“ der KPCh zu einem Motor der wirtschaftlichen Restrukturierung geworden. Dem zufolge zehrt der Aufstieg des Kapitalismus in China von den Traditionen auch und gerade der Überseechinesen: unter anderem von ihren familien- und netzwerkbasierten Geschäftsbeziehungen sowie paternalistischen Autoritätsstrukturen (vgl. Redding 1990; Yang 2002). Nachdem der Chinadiskurs lange von einer an Weber angelehnten Theorie dominiert war, der zufolge das Unvermögen Chinas zur Modernisierung ursächlich in den statischen traditionellen Werten einer konfuzianisch geprägten Kultur lag, wird gegenwärtig häufig auf gegensätzliche Annahmen rekurriert. Nunmehr gelten gerade bestimmte Werte des Konfuzianismus wie Fleiß und Sparsamkeit als Stimulus der ökonomischen Dynamik. Eine konfuzianische Lebensführung gilt dann gewissermaßen als Äquivalent der protestantischen Ethik.

In der neueren historisch-soziologischen Forschung werden weitere Argumente dafür benannt, weshalb in China (und Ostasien) günstige Voraussetzungen für eine kapitalistische Dynamik bestanden. In der ostasiatischen Region, d.h. in China, Japan und Korea, hatten kumulierte Erfahrungen historisch folgenreiche Konsequenzen: Im Vergleich zu anderen Weltregionen beruhte die ostasiatische Geschichte auf einer relativen Kontinuität, die über einen langen Zeitraum in der relativen Beständigkeit der chinesischen Zivilisation ihre Grundlage hatte (Arnason 2003). Was die ostasiatische Geschichtsregion in der Vormoderne zudem verbindet, ist die im Unterschied zur indischen, islamischen oder auch zur späteren westlichen Welt entwickeltere und kontinuierlichere Existenz staatlicher Strukturen, die langwierige Prozesse der Nationenbildung anregten. „[In China] the result was [...] a more marked cultural unity than any other imperial order has achieved, and – in due course – an enduring ambition to transform this legacy into a full-fledged national identity“ (Arnason 2008, 401). Schließlich verbindet den vormodernen ostasiatischen Raum eine im Vergleich zu anderen Weltregionen geringere ausländische Machteinflussnahme. Selbst der Kolonialismus im 20. Jahrhundert war trotz der intensiven westlichen Einflussnahme eine überwiegend mit dem japanischen Imperialismus verbundene Erfahrung. Die relative Begrenztheit der westlichen Präsenz und Militärmacht begründete einen Bewegungsspielraum bei der Rezeption und Adaption westlicher Modelle und den kapitalistischen Modernisierungen in Ostasien.

Freilich ist die China- und Ostasienforschung aber jenseits der gerade vorgestellten Perspektiven eine lange Zeit auch und gerade von Ansätzen beeinflusst worden, deren Herangehensweise als *kulturalistisch* beschrieben werden kann (vgl. Weggel 1997; jüngst auch: Jacques 2009). Der Konfuzianismus beispielsweise droht, derart abstrahiert, in seinen Merkmalen essentialisiert zu werden.⁷ Mit einer solchen „China ist China ist China“-

Engführung lässt sich ebenso wenig eine vergleichende Perspektive vereinbaren.⁸ Um ein Beispiel für diese Engführung zu nennen: Das heutige China sollte Jacques zufolge als „civilisational-state“ betrachtet werden, der im Unterschied zum westlichen Nationalstaat eine über zweitausendjährige Tradition in sich weiterleben lässt (Jacques 2009, Kapitel II). Seinen wichtigsten moralischen Bezugspunkt bildet der Willen zur Einheit des chinesischen Volkes. Während im Westen das Verhältnis zwischen „Staat“ und „Gesellschaft“ in einer Weise konstruiert sei, in der die Autorität und Legitimität eines Staates wesentlich aus demokratischen Prozessen resultieren, beziehe der chinesische „civilisational-state“ seine Legitimität aus seiner Rolle als Repräsentant der chinesischen Zivilisation. „Chinesen“ empfinden Jacques zufolge den Staat als Oberhaupt der Familie, wohingegen in westlichen Gesellschaften die Staatsmacht regelmäßig als störend betrachtet wird und begrenzt werden soll. In einem ähnlichen Kontext stehen Behauptungen, dass der chinesischen Geschichte aufgrund gegensätzlicher Wertvorstellungen zum christlich geprägten Europa solche Autonomiekonzepte fehlen, die einem Kampf um „gerechte“ Löhne oder sozialstaatliche Absicherungen zugrunde liegen müssten. Zur Entkräftung dieser Thesen trägt in den letzten Jahren nicht zuletzt eine Zunahme an Arbeiterprotesten und sozialen Bewegungen auf dem chinesischen Festland bei.⁹

In einer kulturalistischen Perspektive werden vormoderne Lebenserscheinungen nicht selten bruchlos auf moderne Begriffe gebracht. Ebenso drohen vorschnelle Parallelen zwischen Kaisern und KP-Führern oder zwischen Konfuzianismus und Kommunismus die „Kraft der Tradition“ über Gebühr zu strapazieren (Dreyer 1996, 13). Als Unzulänglichkeit kulturalistischer Ansätze erscheint ferner das Fehlen einer Einbettung der jüngeren historischen Entwicklung Chinas in die global-kapitalistische Ordnung. Dies soll hier abschließend mit Dirlik festgehalten werden, der die Argumentation „divergierender kultureller Traditionen“ als Instrumente der Regierungen Chinas oder Singapurs bezeichnet, um den Fortbestand ihrer autoritären Herrschaftssysteme zu rechtfertigen:

„The problem with ‘Chineseness’ based explanations of Chinese capitalism is that they suppress the structural context within which this capitalism has arisen. Whatever resemblances it may have in particular to past practices, this capitalism has acquired an identity of its own only in the very recent past with the success of East and Southeast Asian societies [...]. We need not deny creativity to, or the increasing autonomy of, Chinese capitalism to recognize nevertheless that economically speaking, the structural context for this success resides in a Global Capitalism in which the United States and Japan have been the key players. A product of such a Global Capitalism, so-called Chinese capitalism remains dependent on the functioning of the global economy and has been shaped largely by its requirements“ (Dirlik 1997, 315-316).¹⁰

Annahmen, die allein eine Kontinuität kultureller Faktoren betonen, können den Wandel in China dem zufolge nicht erklären. Um einem kulturellen Determinismus und übertriebenen innerzivilisatorischen Homogenitätsunterstellungen Vorschub zu leisten, gilt es im Gegenteil widersprüchliche historische Verläufe und die Interaktionen zwischen „Kulturen“ zu

erforschen, die miteinander verwobene Formen der kapitalistischen Modernisierung(en) erzeugten. Der folgende Abschnitt nimmt auf diese Frage der kapitalistischen Durchdringung der Volksrepublik Bezug.

7 Nichtkapitalistische Marktwirtschaft, Hybridsystem oder neuartige Spielart des Kapitalismus?

Bis vor einigen Jahren wurde der Kapitalismusbegriff im Falle Chinas kaum gebraucht. In der Literatur firmierte das Land als „staatssozialistische“ Gesellschaft – als maoistische Variante des Sozialismus. Nachdem die chinesische Staatsführung seit den frühen 1990er Jahren auch offiziell von einer Wende zur „sozialistischen Marktwirtschaft“ mit chinesischen Charakteristika spricht, zeitigt diese Argumentation Risse. Doch weil die Rolle der Partei noch immer überragend ist und das Staatseigentum an den Produktionsmitteln weiterhin in Teilen der Wirtschaft vorherrscht, gehen einige Autoren, der offiziellen Position der chinesischen Staatsführung nicht unähnlich, nach wie vor von einer relativ intakten Grundlage einer nicht-kapitalistischen Gesellschaft aus. Sie stimmen teilweise sogar mit der Position der Regierung überein, der zufolge die Öffnungspolitik und die Vermarktlichung als ein Durchgangsstadium zu entwickelteren Formen einer sozialistischen Gesellschaft (und Demokratie) gelten können (exemplarisch: Li 2008).

Doch selbst Autoren, die mit einem theoretischen Instrumentarium arbeiten, welches eine marktsozialistische Gesellschaft idealtypisch vorstellbar macht, beurteilen diese Annahmen skeptisch (vgl. Lippit 1997). Ein Vorwurf lautet, dass in keiner der vorherrschenden Unternehmenstypen die Arbeitnehmer mehr demokratische Kontrolle als Arbeitnehmer in „kapitalistischen“ Gesellschaften besitzen. Weder auf der betrieblichen noch auf anderen Ebenen der chinesischen Gesellschaft besitzen solidarische Verhaltensformen eine unverhältnismäßig größere Bedeutung als in anderen Ländern. Die Allokation mittels des Marktes ist kein Anhängsel eines vorwiegend im Interesse der Bedürfnisproduktion gesteuerten Systems.

Muss die Wirtschaft aber vielleicht doch in kapitalistische Privatsektoren und quasi-sozialistische Staatssektoren unterteilt werden, weil dem öffentlichen Eigentum eine nicht-kapitalistische Eigenschaft innewohnt? Sollte China dem zufolge als „nicht-kapitalistische Marktwirtschaft“ charakterisiert werden? Laut Arrighi unterscheidet sich eine kapitalistische von einer nichtkapitalistischen Marktwirtschaft „durch die größere Macht der Kapitalisten, ihre Klasseninteressen anderen auf Kosten der nationalen Interessen aufzuzwingen“ (Arrighi 2008, 120). Nicht die „Präsenz kapitalistischer Institutionen und Dispositionen“ ist „für den kapitalistischen Charakter einer marktorientierten Entwicklung entscheidend, sondern die Beziehung zwischen Staatsmacht und Kapital“ (Arrighi 2008, 412). Solange der Staat den Klasseninteressen der Kapitalisten nicht unterstellt ist, und dies sei in China der Fall, bleibe die Marktwirtschaft nichtkapitalistisch.

Doch eine schroffe Gegenüberstellung von marktorientierter Wirtschaft und staatlich

gesteuerter Wirtschaft bzw. dem Parteistaat kann als defizient angesehen werden. Wie Staatstheoretiker herausgestellt haben, darf der hier verwendete Begriff des „nationalen Interesses“ nicht als objektive Kategorie verstanden werden: Bei Arrighi erscheint der Staat unzulänglicher Weise als eine Apparatur, die „allgemeine gesellschaftliche Interessen“ zum Ausdruck bringt, außer „wenn Kapitalisten der Marktentwicklung ihre engen [...] Interessen aufzwingen. Die spezifische Organisationsweise eines kapitalistischen Staates und die ihn definierenden Funktionen der Sicherung von Eigentumsverhältnissen, der Reproduktionen der Beziehungen zwischen Arbeiterschaft und Kapital sowie der Aufrechterhaltung der Akkumulation fehlen in dieser schwachen Begriffsbildung“ (Panitch 2009, 20). Anstelle der Erwartung, die schier unaufhaltsame Marktdynamik würde die bürokratische Machtordnung in Frage stellen oder gar zerstören, hat die Bürokratie es vielmehr vermocht, Markt und Staat bzw. Plan gewissermaßen miteinander zu versöhnen.

Da es offensichtlich schwer fällt, die Entstehung einer kapitalistischen Ökonomie im Rahmen eines „sozialistischen“ Staats- und Gesellschaftssystems theoretisch zu fassen, scheint es vielen Autoren gegenwärtig hinreichend, die Entwicklung in China weiterhin allein unter dem Aspekt des Übergangs, des *hybriden*, noch nicht abschließend zu bezeichnenden Transformationscharakters zu fassen. Doch auch wenn eine Herangehensweise, die die Komplexität der Verknüpfung verschiedener institutioneller Formen in China darzustellen sucht, zweifelsohne angebracht ist, erscheint der Hybrid-Begriff in gewisser Weise als Verlegenheitsformel. Letztlich sind alle gesellschaftlichen Entitäten Hybride, gekreuzte bzw. gemischte Formen. Darüber hinaus weist der Begriff nicht aus, welche institutionellen Formen dynamischer als andere Teile des komplexen Ganzen sind und es etwa als sinnvoll erscheinen lassen, von einer, gleichwohl eigentümlichen, kapitalistischen Dynamik in China zu sprechen.

Allerdings beziehen sich seit einigen Jahren mehr Autoren unmittelbar auf den Kapitalismusbegriff, wenn sie die Entwicklung Chinas beschreiben – häufig allerdings in einer eher flüchtigen, wenig systematischen Weise. So taucht der Begriff in den Titeln von Studien auf, ohne dass dieser genauer erörtert wird. Manches Mal wird Kapitalismus lediglich mit Marktwirtschaft gleichgesetzt oder es werden gesellschaftliche Teilphänomene, zum Beispiel die Netzwerke der Überseechinesen, als kapitalistisch analysiert.

Weiter gehen dagegen vergleichende Forschungen zu den „post-kommunistischen“ Übergangsländern, die mithilfe von klassentheoretischen Perspektiven arbeiten. King/Szelényi (2005) stellen beispielsweise drei grundlegende Muster der Formierung neuer kapitalistischer Systeme in ehemaligen staatssozialistischen Gesellschaften heraus: Erstens bezeichnet der Pfad eines „Capitalism from above“ den Versuch der alten Staats- und Partielite (v. a. in Russland), ein Marktsystem nach dem Vorbild neo-liberaler Konzepte und im Rahmen groß angelegter Privatisierungsprozesse zu schaffen, der jedoch einen patrimonialen Kapitalismus entstehen ließ. Zweitens beschreiben King/Szelényi einen „Capitalism from without“ wie z. B. in Ungarn, in dem die alte Machtelite keinen ausreichenden Transfer ihrer Machtressourcen erzwingen konnte und stattdessen ausländische In-

vestoren eine dominierende Stellung errangen. Drittens wird mit dem Ausdruck des „Capitalism from below“ die Entstehung einer neuen indigenen Unternehmerklasse v. a. in China beschrieben, die bereits vor 1989 entstand und ihren Einfluss sukzessive steigern konnte. Technokratische Fachkräfte und Manager errangen Ende der 1970er Jahre eine hegemoniale Stellung, ohne den alten Parteikader in der Bürokratie zu stürzen; eine Allianz dieser beiden Klassenfraktionen bestimmte fortan die gesellschaftliche Entwicklung. Im Rahmen gradueller Reformen und einer allmählichen Öffnung gegenüber ausländischen Direktinvestoren bildete sich in der Volksrepublik ein neuer Kapitalismustyp heraus (King/Szelényi 2005, 220-222).

Jüngst greift darüber hinaus eine wachsende Forschungsliteratur auf die Instrumentarien der Vergleichenden und der Internationalen Politischen Ökonomie zurück, um die politische Ökonomie Chinas als Variante der staatlich-durchdrungenen kapitalistischen Entwicklung zu fassen, in der die staatliche Steuerung mit dem Ziel der über den Markt vermittelten Akkumulation kombiniert wird (vgl. Chu 2010; McNally 2008; ten Brink 2012). Im Gegensatz zu Autoren und politischen Akteuren, die den Begriff des „Staatskapitalismus“ mit einer politischen Zielsetzung in Dienst nehmen, um die Vorzüge der „freien“ Marktwirtschaften des Westens den Nachteilen der „aggressiven“ staatskapitalistischen Regime des Ostens und Südens gegenüber zu stellen (vgl. Bremmer 2010), wird er in der vergleichenden Kapitalismusforschung als analytischer Begriff genutzt.

Im Unterschied zu kulturalistischen, elitenzentrierten oder ökonomistischen Ansätzen werden hier die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Wirtschaft Chinas gegenüber anderen Volkswirtschaften aus einer verknüpften Analyse ökonomischer und nicht-ökonomischer Faktoren gewonnen. Es erweist sich dabei nicht zuletzt, dass kapitalistisch geprägte Modernisierungsprozesse nicht immer wie im Lehrbuch verlaufen und historische Spielarten des Kapitalismus sich in eigentümlichen Formen ausbilden können.

8 Fazit

In der westlichen Rezeption des chinesischen Modernisierungsprozesses der letzten Jahrzehnte konnten reichhaltige Erkenntnisse gewonnen werden – etwa zum graduellen institutionellen Wandel des Landes oder zum Phänomen der relativen Stabilität des politischen Systems. Hinsichtlich der Frage nach den Charakteristika der Reformen sind eine Reihe von wichtigen Hinweisen und Erklärungen gefunden worden.

Zugleich wirken bestimmte Defizite in Teilen der Chinaforschung fort. So droht die in diesem Aufsatz herausgehobene Erblast der elitenzentrierten Totalitarismusforschung wie erwähnt, Staat und Wirtschaft, und erweitert, Gesellschaft, schroff einander gegenüber zu stellen. Diese und andere Positionen, etwa einseitig kulturorientierte Argumentationen, tragen nicht dazu bei, etablierte Stereotypen gegenüber der komplexen Wirklichkeit Chinas zu entkräften. Gerade letzteres sollte jedoch Aufgabe einer seriösen sozialwissenschaftlichen Forschung sein. Schließlich wird in vielen journalistischen Arbeiten und

öffentlichen Debatten beispielsweise das politische System Chinas immer noch als monolithischer Einheitsstaat behandelt, in dem die Fäden im Zentralkomitee der KPCh zusammenlaufen. Faktisch unterfüttern derartige Positionen die Angst vor der „Weltmacht China“ genauso wie etwa die These eines „unlauteren“ Wettbewerbs bei der parteistaatlichen Förderung von chinesischen Unternehmen – ohne nach ähnlichen Formen der „Wettbewerbsverzerrung“ auch einmal in westlichen Volkswirtschaften suchen zu wollen.

Ein abschließender Punkt, der zugleich auf die Notwendigkeit weiterer Forschungen verweist, kann wie folgt formuliert werden: Die Elitenzentrierung in Teilen der Chinaforschung hat bis dato dazu geführt, dass sich nur wenige Chinaforscher die Frage nach den Grenzen des chinesischen Systems der Subordination oder von Veränderungspotentialen, die „von unten“ kommen, stellen. Zwar ging die Reformphase erst einmal mit einer Perpetuierung der Ohnmacht in den unteren Gesellschaftsschichten einher. Doch auch wenn der Reformprozess durch Machtverschiebungen innerhalb der Eliten wesentlich geprägt wurde, stellten bereits frühzeitig soziale Proteste beispielsweise den Hintergrund für die politischen Bemühungen um die Schaffung sozialstaatlicher und arbeitsrechtlicher Standards dar. In jüngster Zeit nimmt die Erklärungskraft konflikttheoretischer Annahmen noch zu, was dafür spricht, die mögliche Entstehung sozialer Proteste in China und Grenzen der Unterwerfung zu untersuchen sowie Mängel des gesellschaftlichen Interessenausgleichs anhand von spontanen Streikbewegungen und anderen sozialen Bewegungen zu dokumentieren.

Anmerkungen

Für wertvolle Hinweise danken möchte ich René Trappel.

- 1 Zur Analyse von Bedrohungsszenarien, die mit dem internationalen Aufstieg Chinas verbunden sind, vgl. ten Brink 2011.
- 2 Neben die totalitarismustheoretischen Studien traten Untersuchungen zu den nicht-intendierten Folgen der totalitären Kontrolle des Landes. Die mit dem Problem des industriellen Wachstums konfrontierte Parteidiktatur sah sich modernisierungstheoretischen Annahmen zufolge gezwungen, große Teile des revolutionären Enthusiasmus über Bord zu werfen und auf moderne Entwicklungsmethoden – z. B. routinisierte bürokratische Apparate zur Förderung des industriellen Wachstums – zu rekurrieren. Auf diese Weise sollten „kommunistische“ und „kapitalistische“ Systeme im Laufe der Zeit konvergieren (vgl. Field 1976; für weitere sozialwissenschaftliche Ansätze in der Chinaforschung: Scharping 1988).
- 3 Freilich war das Land bis in die 1970er empirisch und statistisch nur unzureichend erfasst. Nicht umstandslos generalisierbare Detailsammlungen, voreilige Hochrechnungen und anekdotische Evidenzen erschwerten es, zwischen Ist- und Soll-Zuständen zu unterscheiden. Vgl. für interessante Arbeiten, die den Maoismus aus gesellschaftskritischer Perspektive analysierten, jedoch auch: Harris 1978; Leys 1972; Walder 1986.

- 4 Die bereits genannten revisionistischen Autoren vollzogen im Übrigen vielfach eine Abkehr von der unkritischen Unterstützung des Maoismus – in der Form einer „enttäuschten Leidenschaft, die zu heftigen Scheidungsauseinandersetzungen“ führte (Scharping 1988, 5).
- 5 Dabei ging es etwa um den Aufstieg der sog. „Township and Village Enterprises“, die eine Katalysatorfunktion bei der Ablösung der Plan-Anarchie des klassischen Maoismus erfüllten, sowie um die Frage nach der Leistungsfähigkeit differierender Reformmodelle innerhalb Chinas mit unterschiedlich weit reichenden politischen Eingriffen (etwa „Sunan-Modell“ versus „Wenzhou-Modell“).
- 6 Einen Überblick über Varianten dieser These, die vom „sozialistischen“ Entwicklungsstaat über den „unternehmerischen“, „regulatorischen“ bis hin zum „local corporatist state“ reichen, vermittelt Howell (2006).
- 7 Eher müsste die Veränderungsdynamik „konfuzianischer“ Vorstellungen vor dem Hintergrund differierender historischer Kontexte untersucht werden. Der Konfuzianismus wurde zu verschiedenen Zeitpunkten, ebenso wie von differierenden sozialen Gruppen, unterschiedlich interpretiert.
- 8 Die Bedeutung von guanxi-Netzwerken und einer familienbasierten Produktion etwa repräsentiert keine originäre chinesische Tradition – ungefähr drei Viertel der registrierten Unternehmen in den entwickelten Ländern sind Familienunternehmen, ein Drittel der Fortune-500-Unternehmen wird von Familien(-clans) geführt.
- 9 Im letzten Jahrzehnt ist dabei eine wichtige Literatur entstanden, die die Folgen der relativen Ohnmacht der Subordinierten, aber auch ihre punktuelle Wirkmacht untersucht (Chan 2001; Lüthje 2010; Lee 2007; Perry/Selden 2003). Vgl. zudem die auf Deutsch publizierten Arbeiten zur Frage nach dem politischen Bewusstsein im Kontext urbaner Partizipationsprozesse (Heberer/Schubert 2008) und zur Lage der Bauern (Chen/Wu 2006).
- 10 Vor diesem Hintergrund argumentiert Dirlik mit guten Gründen, dass der Diskurs über eine chinesische Kultur und „chineseness“ zur Produktion einer neuartigen Identität beiträgt. Gleichsam werden damit Klassen- oder Geschlechterdifferenzen innerhalb ein und derselben „Kultur“ ausgeblendet.

Literatur

- Arnason, Johann Pall 2003: *Civilizations in Dispute: Historical Questions and Theoretical Traditions*. Boston/Leiden.
- Arnason, Johann Pall 2008: *East Asian Modernity Revisited*. In: Judit Árokay/Verena Blechinger-Talcott/Hilaria Gössmann (Hg.): *Irmela Hijiya-Kirschner zu Ehren: Festschrift zum 60. Geburtstag*. München. S. 395-407.
- Arrighi, Giovanni 2008: *Adam Smith in Beijing: Die Genealogie des 21. Jahrhunderts*. Hamburg.

- Böke, Henning 2007: *Maoismus. China und die Linke – Bilanz und Perspektive*. Stuttgart.
- Bremmer, Ian 2010: *The End of the Free Market: Who Wins the War Between States and Corporations?* New York.
- Chan, Anita 2001: *China's Workers under Assault: The Exploitation of Labor in a Globalizing Economy*. Armonk, NY.
- Chen, Guidi/Wu, Chuntao 2006: *Zur Lage der chinesischen Bauern. Eine Reportage*. Frankfurt/M.
- Chu, Yin-Wah (Hg.) 2010: *Chinese Capitalisms: Historical Emergence and Political Implications*. Houndmills.
- Derichs, Claudia/Thomas Heberer 2008: *Grundlagen politikwissenschaftlicher Komparatistik*. In: Thomas Heberer/Claudia Derichs (Hg.): *Einführung in die politischen Systeme Ostasiens: VR China, Hongkong, Japan, Nordkorea, Südkorea, Taiwan*. Wiesbaden. S. 1-20.
- Dirlik, Arif 1997: *Critical Reflections on „Chinese Capitalism“ as Paradigm*. In: *Identities* 3 (3). S. 303-330.
- Dreyer, June Teufel 1996: *China's Political System: Modernization and Tradition*. Boston.
- Field, Mark George 1976: *Social Consequences of Modernization in Communist Societies*. Baltimore.
- Guthrie, Doug 2002: *Dragon in a Three-Piece Suit: The Emergence of Capitalism in China*. Oxford.
- Hamilton, Gary G. 2006: *Commerce and Capitalism in Chinese Societies*. London/ New York.
- Harris, Nigel 1978: *The Mandate of Heaven. Marx and Mao in Modern China*. London.
- He, Qinglian 2006: *China in der Modernisierungsfalle*. Hamburg.
- Heberer, Thomas/Schubert, Gunter 2008: *Politische Partizipation und Regimelegitimität in der VR China. Band 1: Der urbane Raum*. Wiesbaden.
- Heberer, Thomas/Anja Senz 2009: *Reform, Demokratisierung, Stabilität oder Kollaps? Literaturbericht zur Entwicklung des chinesischen Herrschaftssystems*. In: *Politische Vierteljahresschrift* 50 (2). S. 306-326.
- Heilmann, Sebastian 2008: *Policy Experimentation in China's Economic Rise*. In: *Studies in Comparative International Development* 43 (1). S. 1-26.
- Howell, Jude 2006: *Reflections on the Chinese State*. In: *Development and Change* 37 (2). S. 273-297.
- Huang, Yasheng 2008: *Capitalism with Chinese Characteristics: Entrepreneurship and the State*. Cambridge, New York.
- Jacques, Martin 2009: *When China Rules the World: The End of the Western World and the Birth of a New Global Order*. New York.
- King, Lawrence P./Iván Szelényi 2005: *Post-Communist Economic Systems*. In: Neil J. Smelser/Richard Swedberg (Hg.): *The Handbook of Economic Sociology*. Princeton. S. 205-229.

- Lee, Ching Kwan 2007: *Against the Law: Labor Protests in China's Rustbelt and Sunbelt*. Berkeley.
- Lewis, John W. 1963: *Leadership in Communist China*. Ithaca, NY.
- Leys, Simon 1972: *Maos neue Kleider. Hinter den Kulissen der Weltmacht*. München.
- Li, Xiaoxi 2008: 30 Years of Reform Transforms China Beyond Recognition. In: *China Economist* 16 (9-10). S. 84-94.
- Lieberthal, Kenneth 1995: *Governing China: From Revolution through Reform*. New York, London.
- Lippit, Victor D. 1997: Market Socialism in China? In: *Review of Radical Political Economics* 29 (3). S. 112-123.
- Lüthje, Boy 2010: Arbeitsbeziehungen in China in der Wirtschaftskrise: „Tripartismus mit vier Parteien“? In: *WSI-Mitteilungen* 9/2010. S. 473-479.
- McMillan, John/Barry Naughton (Hg.) 1996: *Reforming Asian Socialism: The Growth of Market Institutions*. Ann Arbor.
- McNally, Christopher A. (Hg.) 2008: *China's Emergent Political Economy: Capitalism in the Dragon's Lair*. London.
- Naughton, Barry 1995: *Growing Out of the Plan: Chinese Economic Reform 1978-1993*. Cambridge.
- Nee, Victor 1989: A Theory of Market Transition: From Redistribution to Markets in State Socialism. In: *American Sociological Review* 54 (5). S. 663-681.
- Oi, Jean C. 1995: The Role of the Local State in China's Transitional Economy. In: *The China Quarterly* 144. S. 1132-1149.
- Panitch, Leo 2009: Giovanni Arrighi in Beijing: Eine Alternative zum Kapitalismus? In: *Sozialismus* 36 (1). S. 17-24.
- Pei, Minxin 2006: *China's Trapped Transition: The Limits of Developmental Autocracy*. Cambridge.
- Perry, Elizabeth J. 2007: Studying Chinese Politics: Farewell to Revolution? In: *The China Journal* 57 (1). S. 1-22.
- Perry, Elizabeth J./Mark Selden (Hg.) 2003: *Chinese Society: Change, Conflict and Resistance*. New York.
- Redding, Gordon 1990: *The Spirit of Chinese Capitalism*. Berlin.
- Rowen, Henry S. 2007: When Will the Chinese People Be Free? In: *Journal of Democracy* 18 (3). S. 38-52.
- Sachs, Jeffrey/Wing Thye Woo 1999: Zum Verständnis der Reform Erfahrungen in China, Osteuropa und Russland. In: Hansjörg Herr/Kurt Hübner (Hg.): *Der „lange Marsch“ in die Marktwirtschaft: Entwicklungen und Erfahrungen in der VR China und Osteuropa*. Berlin. S. 19-44.
- Scharping, Thomas 1988: Sprünge im Spiegel: Das China-Bild im Wandel der westlichen Forschung. In: *Kölner China-Studien* 1/1988. S. 1-28.
- Stark, David/Victor Nee, 1989: Toward an Institutional Analysis of State Socialism. In:

- Victor Nee/David Stark (Hg.): *Remaking the Economic Institutions of Socialism: China and Eastern Europe*. Stanford, CA. S. 1-31.
- ten Brink, Tobias 2011: *Kooperation oder Konfrontation? Der Aufstieg Chinas in der globalen politischen Ökonomie*. MPIfG Working Paper 11/7, Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung. Köln.
- ten Brink, Tobias 2012: *Kapitalistische Entwicklung in China. Entstehungskontexte, Verlaufsformen und Paradoxien eines eigentümlichen Modernisierungsprozesses*. Habilitationsschrift, eingereicht an der Goethe-Universität Frankfurt.
- Walder, Andrew G. 1986: *Communist Neo-Traditionalism: Work and Authority in Chinese Industry*. Berkeley.
- Weggel, Oskar 1997: *China im Aufbruch: Konfuzianismus und politische Zukunft*. München.
- Yang, Dali L. 2004: *Remaking the Chinese Leviathan: Market Transition and the Politics of Governance in China*. Stanford, CA.
- Yang, Mayfair Mei-hui 2002: *The Resilience of Guanxi and its New Deployments: A Critique of Some New Guanxi Scholarship*. In: *The China Quarterly* 170. S. 459-476.
- Zheng, Yongnian 2010: *The Chinese Communist Party as Organizational Emperor: Culture, Reproduction, and Transformation*. London.

Hermann Kreutzmann ■

Modernisierung um jeden Preis? Modernisierungsansätze und Folge- wirkungen in Chinas fernem Westen

Der wirtschaftliche Aufschwung in der Volksrepublik China wird in erster Linie den östlichen Küstenregionen mit ihren Sonderwirtschaftszonen und dynamischen Produktionsstätten für weltweit nachgefragte Güter zugeschrieben. Der ferne Westen des Landes scheint von diesen Entwicklungen abgekoppelt zu sein bzw. tendenziell ins Hintertreffen zu geraten. Um der Verschärfung regionaler Disparitäten entgegenzutreten, sind in den letzten Jahren seitens des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Chinas verschiedene Maßnahmen ausgearbeitet und ergriffen worden, die Kluft zwischen aufstrebenden industrialisierten Regionen und zurückgebliebenen agrarisch geprägten Regionen nicht weiter wachsen zu lassen. Einmal mehr stehen 'Nomaden' als Objekte bzw. Subjekte von Entwicklungsmaßnahmen im Fokus zentralstaatlicher Planung. Ende Mai 2012 verkündete der chinesische Premierminister Weng Jiabao den 'Zwölften Fünf-Jahres-Plan für das Projekt der Sesshaftmachung nomadischer Völker in China'.¹ Die angestrebte endgültige Ansiedlung mobiler Pastoralisten ist lediglich der vorerst letzte Schritt eines Modernisierungsprozesses, der die Geschichte der Volksrepublik China wie ein roter Faden durchzieht und nachdrücklich die Geschehnisse in den sog. Autonomen Regionen der Inneren Mongolei, von Tibet und Xinjiang geprägt hat. 'Modernisierung um jeden Preis' bedeutet die konsequente und pragmatische Umsetzung von Entwicklungsmaßnahmen, wie sie den Lehrbüchern zur Modernisierungstheorie entstammen könnten. In gängigen Stufentheorien, ob von Friedrich List, Walt Rostow oder Hans Bobek, nehmen Nomaden immer eine tiefere Stufe der Gesellschaft ein als der 'moderne Mensch' der Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft. Nomaden bzw. allgemein gesprochen mobile Gruppen und Peripatetiker, die sich staatlichen Kontrollmaßnahmen entziehen könnten, wurden schon seit langem als 'entwicklungsresistent' bzw. als Symbol der Traditionsverhaftung stigmatisiert, speziell seit den stalinistischen und maoistischen Transformationen im Gefolge der Revolutionen in Russland und China sowie seit der Umsetzung technologisch inspirierter Modernisierungen in westlich-kapitalistischen Gesellschaften – weiße (Iran) und grüne Revolutionen (Süd-

asien). In der Volksrepublik China nimmt Modernisierung zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine staatstragende Funktion ein und scheint das konkurrenzlose Entwicklungsmodell zu sein.² Welche Auswirkungen solch ein Modernisierungsverständnis nach sich zieht, wird im Folgenden am Beispiel der Uigurischen Autonomen Region Xinjiang thematisiert. Zentrale Stichworte sind in diesem Zusammenhang die Begriffe Autonomie und Ansiedlung. Beide Termini verbinden Personen mit Orten. Die Anwendung eines Autonomie-Konzeptes bezieht sich vor allem auf den Umgang mit ethnischen Minderheiten bzw. Nationalitäten; die Ansiedlung mobiler Gruppen bzw. Nomaden oder Pastoralisten betrifft ein Segment dieser Minderheiten. Pastoralisten sind die aus zentralstaatlicher Sicht am weitesten zurückgebliebenen gesellschaftlichen Gruppen, denen Fortschritt in Form von Bildung, Gesundheitsversorgung, Infrastruktur und Wohlstand von außen vermittelt werden soll. Dieses paternalistische Entwicklungsverständnis ist ein Kernpunkt von Modernisierungstheorien, die gleichzeitig nahelegen, ländliche Lebensverhältnisse durch urbane abzulösen.

Xinjiang – das neue Grenzgebiet auf dem Weg nach China

Die wechselvolle Geschichte im Land an der ‘Seidenstraße’ (*sichou silu*)³ hat allein in jüngerer Zeit das aus Hochgebirgen, Steppen und Wüsten aufgebaute Gebiet mit unterschiedlichen Namen belegt. Bevor 1884 die Region als Provinz Xinjiang endgültig unter chinesische Dominanz geriet, war es schlicht ‘Xiyu’, die westliche Grenze, gewesen und blickte auf mannigfaltige Beziehungen zum ‘Reich der Mitte’ zurück. Mit dem Begriff Ost-Turkestan beschrieb man aus europäischer Sicht die von Turk-sprachigen Gruppen besiedelten innerasiatischen Gebiete jenseits des unter zaristischer Herrschaft stehenden West-Turkestans. Andere Toponyme wie Klein-Buchara griffen solche Dichotomien auf, beschrieben jedoch immer nur Teilgebiete, wie den Süden mit den Seidenstraßenoasen am Rande des Tarim-Beckens (Takli Makan Shamo), die auch als Alteshahr (sechs Städte) bezeichnet werden. Kurzzeitig lebte dort unter Yakub Beg (1864-1877) ein von China unabhängiges Fürstentum auf, das nach seiner Hauptstadt als Kaschgarien bezeichnet wurde (Boulger 1878; Kuropatkin 1882). Der Norden bildete dagegen ein separates Territorium mit dem Ili-Tal und der Dsungarei; dort fungiert die gleichnamige ‘Pforte’ als Verbindungsglied zu den kasachischen Steppen. So ist immer zu fragen, worauf sich der Ruf nach einem unabhängigen Uiguristan erstreckt, das das gesamte Territorium Xinjiangs einschließen soll. Geschichte wird bei solchen Forderungen von allen Konfliktparteien in ihrem eigenen und der Sache nützlichen Sinne konstruiert und instrumentalisiert, und nur in den seltensten Fällen stimmen die aus aktuellen Bedürfnissen in die Vergangenheit projizierten selektiven Geschichtsbilder auch nur in Ansätzen überein. Ost-Turkestan (*dongtu*) und Uiguristan sind im gegenwärtigen China politisch unkorrekte Begriffe, da sie eindeutig uigurischen Separatisten zugeschrieben werden und damit politisch in einer Weise besetzt sind, die der offiziellen Linie widerspricht (Millward 2009, 56).

Ein historisches Uiguristan hat es nie gegeben, erst seit den 1920er Jahren bürgert sich der viel ältere Begriff Uigur für die Turk-sprachige Bevölkerung Süd-Xinjiangs ein. Hierin

wird schon ein Charakteristikum Turk-sprachiger Gruppen in Xinjiang deutlich. Über lange Zeitspannen ist für die Identitätsbestimmung die regionale Herkunft, die sich auf das Wohngebiet bzw. eine Stadtose bezieht, viel wichtiger als die Zugehörigkeit zur wie auch immer gestalteten und konstituierten Gruppe der Uiguren. Auf einer übergeordneten Ebene eint eher die Zugehörigkeit zur sunnitischen Glaubensrichtung des Islam die Bevölkerung als ein ethno-linguistisches Klassifikationsmerkmal. Politische Wurzeln suchen die heutigen Verfechter eines Uiguristan in der kurzlebigen ‘Turk-Islamischen Republik Ost-Turkestan’, die – 1933 in Kashgar ausgerufen – schon im Folgejahr aufgrund interner Zwiste niederging (Forbes 1986, 112-127). Eine ‘Ost-Turkestanische Republik’ wurde 1944 in Yining (Nord-Xinjiang) proklamiert und existierte dort bis zur Chinesischen Revolution (Benson 1990; Forbes 1986, 163-228). Beide Gebilde waren von lokalen Gruppierungen getragen und auf Teilgebiete beschränkt. Erst als im Zuge der maoistischen Revolution die Volksrepublik geschaffen wurde, erhielt Xinjiang seine heutige politisch-administrative Gestalt. Die terminologische Rückschau verdeutlicht einerseits die periphere Lage Xinjangs innerhalb der Volksrepublik China, andererseits die ideologische Aufladung dieses Zwischenraumes – ‘betweenness’ (Millward 2009, 55) – in seiner Nichtzugehörigkeit zu Zentralasien.

Chinesische Nationalitätenpolitik – Konzepte und Auswirkungen

Die geschilderten Versuche einer ost-turkestanischen Abspaltung in der Herrschaftsperiode der Guomindang unter Chiang Kai-Shek sind als Gegenreaktion auf eine Assimilierungspolitik zu interpretieren, die nach Han-chinesischem Vorbild die Anpassung der nationalen Minderheiten an die chinesische Mehrheit forderte. Als der chinesische Kaiser Puyi 1912 abdankte, endete scheinbar eine Han-dominierte zentralistische Phase. Er hatte seine Macht zur Schaffung eines ‘republikanischen Groß-China’ abzutreten. Darin sollte eine Union der fünf Völker [peoples] – Manchu, Chinesen, Mongolen, Mohammedaner und Tibeter – zusammen mit dem dazugehörigen unversehrten Territorium [in its integrity] verwirklicht werden (Clubb 1964, 43). Der Sieg der Roten Armee als Ergebnis des „gemeinsamen Kampfes gegen Aggression und Unterdrückung durch den Imperialismus“ (Ma Yin et al. 1990, 32) verhalf einem weiter gehenden Konzept zum Durchbruch, das Minoritätenrechte in einem einheitlichen Staat aus Han und Minderheiten verfassungsmäßig fest schrieb: „In den Gebieten, wo eine nationale Minderheit in geschlossenen Gemeinschaften lebt, ist die nationale Gebietsautonomie zu verwirklichen. ... Jede der nationalen Minderheiten genießt die Freiheit, ihre eigene Sprache und Schrift zu entwickeln, ihre Sitten und Gebräuche beizubehalten oder umzugestalten, das gleiche gilt auch für die Religions- und Glaubensfreiheit. Die Volksregierung ist verpflichtet, den Volksmassen der nationalen Minderheiten beim Aufbau ihrer Politik, Wirtschaft, Kultur und Bildung zu helfen.“ (Ma Yin et al. 1990, 27) Aus dieser Verpflichtung wurde eine Minderheitenpolitik abgeleitet, die Erfahrungen aus der sowjetischen Nationalitätengesetzgebung aufgriff und administrativ umsetzte. Grundlage war die Wahrnehmung des Individuums als Mitglied einer ethnisch ver-

fassten Gruppe. Ziel dieser Konzeption war es, auf der Basis des Territorialprinzips über die Gebietsautonomie Entwicklungshemmnisse abzubauen und die Lebensbedingungen bei Wahrung kultureller Eigenheiten zu verbessern. Es sollten Strukturen geschaffen werden, die im Verlauf der Modernisierung möglichst zügig eine nachholende Entwicklung und einen Mentalitätswandel der Mitglieder nationaler Minderheiten (*minzu*) auf dem Weg zum *Homo Sinicus* gewährleisten würden.

Die Umsetzung dieser Schutzrechte für die a priori als rückständig definierten Gruppen gestaltete sich problematisch, da zunächst der ethnische Status einer zu fördernden Gemeinschaft zu definieren war. Der Bevölkerungszensus von 1953 enthielt beispielsweise mehr als 400 appellative Ethnonyme, die auf Eigenbezeichnungen der Befragten während der Erhebung fußten. Eine staatliche Kommission stellte eine zu große Vielfalt fest, dekretierte und reduzierte drei Jahre später ihre Zahl durch Schaffung von Obergruppen auf 51 Nationalitäten (Fei Hsiao Tung 1981, 23, 60). So wurden per Beschluss neue Gruppen gebildet, deren Kriterien und Kategorien missverständlich sein können. So finden sich unter der Bezeichnung 'Tadschiken' alle Gemeinschaften, die der ismailitischen Glaubensrichtung zugerechnet werden und eine ost-iranische Pamir-Sprache (Shughni, Wakhi, Sariqoli) sprechen. Derselbe Begriff wird in den Nachbarländern für Träger west-iranischer Sprachen verwandt. Gegenwärtig stehen der Han-Nationalität 55 anerkannte *minzu* gegenüber. Die Dehnbarkeit der verwendeten Begrifflichkeit ist der eine, die Interpretation von Nationalitätenpolitik der weitere wichtige Aspekt.

Abhängig von der Generallinie der Kommunistischen Partei schwankte der Umgang mit nationalen Minderheiten zwischen Toleranz und Repression. Die überwiegende Mehrzahl der heute existierenden autonomen Gebietskörperschaften – autonome Nationalitäten-dörfer, Kreise und Bezirke – wurde in der sog. „Phase der demokratischen Reformen“ (1949-58) geschaffen (vgl. Kreutzmann 1996, 198-209). Staatliche Zurückhaltung in regionalen Fragen und dezentrale Wirtschaftsstrategien kennzeichnen diese Förderungsperiode. Rückschläge erfolgten während des sog. „Großen Sprungs nach Vorn“ (1958-60) und der „Kulturrevolution“ (1966-76), als unitarische Konzepte zur Zwangsassimilierung an die Han-chinesische Lebensweise und restriktive Maßnahmen einer Han-dominierten Machtelite auch in allen autonomen Gebieten zur Anwendung kamen (Kreutzmann 1996, 189-198; Gardner 2010). Xinjiang ist ein Musterbeispiel für die Umsetzung dieser Politiken, die einerseits das Sozialgefüge veränderten und andererseits über erzwungene Migration zu einer Transformation der Bevölkerungszusammensetzung in der Peripherie der Volksrepublik beitrugen. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass sich in dieser Periode der Widerstand gegen einen ungezügelter Han-Chauvinismus in Xinjiang erneut mobilisierte. Bis 1960 behauptete sich eine 'Regierung der Uigurischen Republik' im Untergrund. Weitere Aktionen zur Verhinderung Han-chinesischer Dominanz folgten und wurden letztendlich unter großen Verlusten der Widerständler niedergeschlagen, jedoch nie gänzlich unterbunden (Grobe-Hagel 1991, 179-180).

Sinisierung als Ergebnis einer gezielten Umsiedlungspolitik

In Repressionsphasen legte die politische Führung großen Wert auf die Verschleierung poly-ethnischer Strukturen im chinesischen Vielvölkerstaat und jeglicher sozio-ökonomischer Unterschiede zwischen Han und *minzu*. Maßnahmen zur Vereinheitlichung aller Sozialschichten umfassten u. a. Sesshaftmachungsprogramme für Nomaden, die Kollektivierung der landwirtschaftlichen Betriebe und in einer weiteren Stufe die Einführung von Volkskommunen, die Zwangsumsiedlung autochthoner Bevölkerungsgruppen bzw. die Zuwanderung von Han-chinesischen Arbeitskräften in die Peripherie (Kreutzmann 1995, 1996). Letzteres hat eine nachhaltige Wirkung auf die Bevölkerungsentwicklung in Xinjiang ausgeübt, die von einer ständigen Reduktion des autochthonen Bevölkerungsanteils zugunsten Han-chinesischer Zuwanderer geprägt ist. Der Zuzug von Han-Chinesen erfolgte in mehreren Schüben und ist eng an die Etablierung von sog. 'Produktions- und Aufbaukorps' (PAK, *bingtuan*) gekoppelt. Sie wurden in der Frühphase der Kolonisationsmaßnahmen zur territorialen Sicherung der Grenzregion und zur Versorgung von Militär und Administration in Xinjiang gegründet. Diese Besiedlungsstrategie hat die innerregionale Bevölkerungsverteilung und das ökonomische Gewicht von Xinjiang prinzipiell verändert. Lebten vor der Revolution fast drei Viertel der Bevölkerung im wirtschaftlich dominanten Süden der Provinz, so verzeichnete um 1990 der Norden bereits fast die Hälfte der Einwohnerschaft (Yuan Qing-li 1990, 65). Der auf Provinzebene überdurchschnittliche Zuwachs der Han, Manchu und Hui erreichte gerade in den 1950er Jahren extreme Werte in Nord-Xinjiang, wo die überwiegende Mehrzahl der PAK gegründet wurde. Mit dieser Nutzungs- und Kolonisationsstrategie wurden vorrangig drei Ziele verfolgt:

- Erschließungsmaßnahmen zur Ausbeutung und Verarbeitung der vorhandenen wertvollen Naturressourcen (vor allem Bodenschätze und Agrarreserven),
- Etablierung von paramilitärisch geführten Staatsfarmen zur Kontrolle der muslimischen Bevölkerung in Xinjiang,
- die dauerhafte Grenzsicherung des fernen Nordwestens für die chinesische Zentralregierung.

Mittlerweile sind die Kernsiedlungen der Produktions- und Aufbaukorps (*bingtuan*) zu den Trägern des wirtschaftlichen Aufschwungs in Xinjiang geworden. Hier sind produktive Werkstätten und Industriebetriebe angesiedelt. Die Han-chinesischen Nachkommen der zweiten Generation nehmen Schlüsselstellungen im Management, in der Verwaltung und in der Wissenschaft ein. Im Jahre 2001 lebten allein in den *bingtuan* mehr als 2,5 Millionen Han-Chinesen, was 13% der Bevölkerung und einem Drittel der offiziell registrierten Han in Xinjiang entspricht (McMillen 2009, 10).⁴ In diesem Zusammenhang sind die Vorbehalte der uigurischen Autonomieverfechter zu verstehen, die eine Fremdbestimmung regionaler Angelegenheiten und eine weiter fortschreitende Umkehrung der Mehrheitsverhältnisse zwischen Han und *minzu* im Allgemeinen und zwischen Han und Uiguren im Speziellen befürchten. Widerstand regt sich allenthalben, wenn es um 'ethnische Ausgrenzung' geht. James Millward hat mehrfach darauf verwiesen, dass trotz zahlreicher Anschläge und

anhaltender Spannungen in Xinjiang die chinesische Staatsmacht seit 1997 fester im Sattel sitzt denn je zuvor (Millward 2004, 29; 2009, 71). Substantielle Wohlstandszuwächse und hartes Durchgreifen in der sog. ‘strike hard campaign’, die sich explizit gegen ‘Separatisten’ richtet, können dafür ebenso verantwortlich gemacht werden wie eine Abkehr vom Experiment mit der Autonomie zugunsten eines Abbaus regionaler Disparitäten.

Autonomie und ihre Konsequenzen im Zwischenraum Xinjiang

In die Periode der Einrichtung der Produktions- und Aufbaukorps fallen auch wichtige Ereignisse für die Beziehungen der *minzu* zum Zentralstaat. Im Jahre 1954 wurden die bis heute bestehenden fünf autonomen Bezirke/Präfekturen und sechs autonomen Kreise eingerichtet, im Folgejahr erhielt Xinjiang den quasi-provinziellen Status einer autonomen Region (McMillen 1979). In diesem mehrstufigen System lokaler Gebietsautonomie sollten Schutzrechte für nationale Minderheiten verwirklicht werden. Die so vorgenommene administrative Segregation entsprach dennoch nicht den örtlichen Gegebenheiten. Auf allen Ebenen zeigten sich die prinzipiellen Widersprüche, die die Übernahme einer stalinistischen Nationalitätenpolitik in ihrer Verknüpfung von ethnischen und territorialen Kategorien kennzeichnen.⁵ Es ließen sich keine eindeutig bestimmten, von nur einer *minzu* bewohnten Raumeinheiten ausgliedern. In der Volksrepublik China versuchte man noch einen Schritt weiter zu gehen, indem man autonome Nationalitätengemeinden (*minzuxiang*) schuf. Jedoch lassen sich höchstens für Individuen eindeutige ortsgebundene Zuordnungen vornehmen. Saul Abramzon (1963, 199) hat diese Widersprüchlichkeit schon früh an einer Gruppe von 1000 Personen exemplarisch in ihren Merkwürdigkeiten aufgezeigt. Diese sog. Kalmak-Kirgisen siedelten in einer mongolischen autonomen Nationalitätengemeinde, die wiederum Teil des kasachischen autonomen Bezirks Ili innerhalb der uigurischen autonomen Region Xinjiang war. Nähere Nachforschungen von Abramzon bei dieser Gruppe hatten eine Abstammung von Kasachen, Tuwinern und Hunzukuts ergeben. Die Gemeinschaft wurde dennoch als relativ ‘homogen’ charakterisiert: Nach Abramzons Klassifizierung sprachen die Mitglieder Kasachisch mit kirgisischem Akzent, folgten einer mongolischen Lebensweise und praktizierten lamaistisch-buddhistische religiöse Riten. Das Beispiel verdeutlicht die Praxisferne und Widersprüchlichkeit eines Herkunft, Sprache, Lebensweise und Religion betonenden Nationalitäten-Konzeptes. Dennoch existieren bis in die Gegenwart autonome Gebietskörperschaften weiter, die in keiner Weise ihrer namengebenden Bezeichnung gerecht werden. Schon in der chinesischen Verfassung wurde das Recht des Austritts, das den Unionsrepubliken der Sowjetunion zumindest theoretisch gewährt worden war und die Rechtsgrundlage für die heutige Souveränität der zentralasiatischen Republiken darstellt, kategorisch verweigert. Zur Begründung wurde auf die ungleich ältere Tradition des chinesischen Vielvölkerstaates mit daraus abgeleiteten kompakten Hoheitsrechten verwiesen.

Das Konzept der Autonomie wurde als praktisches, auf den Mentalitätswandel von Gemeinschaften ausgerichtetes Politikinstrument zur Umsetzung von Modernisierungsvor-

stellungen eingesetzt, die sowohl ökonomische Wirkungen erzielen als auch auf gesamtgesellschaftliche Fortschritte hinarbeiten sollte. Zugrunde liegt die Vorstellung, dass aus einem Individuum aus einer Minderheiten-Gemeinschaft ohne Umschweife und lästige Verzögerungen der *Homo Sinicus* als Rollenmodell der Volksrepublik geschaffen werden könnte. Die Deutungshoheit für Strategie und Umsetzung lag seit 1949 beim Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Chinas. Die Mediatoren und Verbindungsleute waren Nationalitäten-Kader, denen vielfältige Sonderbehandlungen und Vorzüge zuteil wurden. Die Wandlungen, die vor allem nach den menschlichen Katastrophen der Mao Zedong-Ära – Frank Dikötter (2010) geht von bis zu 45 Millionen Toten als Opfer der sog. ‘demokratischen Reformen’ im Zuge des ‘Großen Sprungs nach vorn’ aus – in einem gravierenden Einschnitt unter Deng Xiaoping im Rahmen der ‘vier Modernisierungen’ (*sin hua*) seit 1978 eingeführt worden sind, belegen abgeänderte Strategien. Im Nachgang wurden weitgehende Dezentralisierungs- und Privatisierungsmaßnahmen im Rahmen des ‘Produktionsverantwortlichkeitssystems’ durchgeführt. Die Auflösung der Volkskommunen als Schaltzentralen staatlicher Gängelung und die Verteilung ihrer Ressourcen an die Haushalte der ehemaligen Produktionsbrigaden erfolgte als ‘Reform und Öffnung’ (*gaige kaifang*) ab 1980 im Rahmen der De-Kollektivierung. Die Änderungen waren so augenfällig, dass einige Beobachter in Tibet und Xinjiang von einer Rückkehr zum ‘traditionellen Nomadismus’ (Manderscheid 2001; Miller 2000) sprachen. Die weit fortgeschrittene Privatisierung pastoraler Praxis erfuhr zunächst in der Inneren Mongolei und Tibet eine Kehrtwende, die als die ‘vier Baumaßnahmen’ (*sipeitao jianshe*)⁶ begannen und bis zu dem eingangs erwähnten Dekret zur vollständigen Sesshaftmachung aller mobilen Pastoralisten in die jüngste Vergangenheit reichen. Zur Verdeutlichung der vielfältigen und wiederkehrenden Einschnitte sei das Beispiel der mobilen Viehzucht im westlichen Kun Lun Shan-Gebirge in Süd-Xinjiang von der Chinesischen Revolution bis heute nachgezeichnet.

Auswirkungen der Chinesischen Revolution auf die mobile Viehzucht

Der gesellschaftliche Umbruch, der durch die Ausweitung der Chinesischen Revolution auf Xinjiang eingeleitet wurde, äußerte sich in Umstrukturierungen der Organisation und Verwaltung auf allen Ebenen sowie nachhaltigen Transformationen von Wirtschaft und Sozialorganisation. In der Frühphase erfolgten Reformen im nomadischen Viehzuchtsektor mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung gegenüber den Ackerbauoasen. Bis Mitte der 1950er Jahre wird einerseits die nomadische Produktion in ihrer herkömmlichen Weise geduldet, andererseits beginnen Interventionen durch die Gründung von Staatsfarmen und erste Angebote freiwilliger Sesshaftwerdung an den Winterlagerstandorten. Diese Doppelstrategie verfolgte das Ziel, den Viehexport in die Sowjetunion aufrechtzuerhalten und die unzureichende Versorgung der Bevölkerung mit tierischen Produkten zu stabilisieren und graduell zu verbessern (Abramzon 1963, 206; McMillen 1979, 151-153).

Mit der Gründung autonomer Verwaltungsgebiete innerhalb der Volksrepublik setzte die Frühphase der Kollektivierung ein. Am 14. Juli 1954 wurde der Autonome Bezirk

(*zizhizhou*) Kizil Su für die anerkannte nationale Minderheit (*minzu*) der Kirgisen eingerichtet. Bis zu diesem Zeitpunkt waren keine Eingriffe in die bestehenden Gesellschaftsstrukturen erfolgt, was sich mit dem Aufbau der ersten vergemeinschafteten Organisationseinheiten – Gegenseitige Hilfegruppen (GHG, *huzhuzu*; Li 2009, 23) – ändern sollte. Auf Basis der Zeltgemeinschaften (*aul*) wurden sie als Genossenschaften etabliert, in denen bis 1956 schon 40% aller Nomaden erfasst waren (McMillen 1979, 155). Gegen die Einschränkung des Privathandels leisteten Nomaden zunächst Widerstand, der durch die Einführung staatlicher Aufkaufgesellschaften sowie durch den Aufbau von *joint venture*-Unternehmungen (staatlich-private Kooperativen) in der Tierproduktion und von modernen Staatsfarmen gebrochen wurde.

Der bis dahin behutsame Umgang mit den betroffenen Nomaden änderte sich gravierend durch die Anwendung des sog. ‘Großen Sprungs nach Vorn’ in den Weidegebieten (1958-1960). Als Ergänzung zu den Volkskommunen in den Ackerbaugebieten sollten Pastoral-Kommunen für Viehzüchter eingerichtet werden. Neben den sozio-politischen Implikationen war damit eine Zwangssesshaftmachung verbunden, die restriktiv die Mobilität der Viehzüchter nach Schließung der sino-sowjetischen Grenze einschränkte (McMillen 1979, 158-159; Jung Pang Lo 1961, 101). Darüber hinaus entsprach es der Modernisierungsstrategie, Weidegebiete durch Ausweitung des Ackerbaus zu meliorisieren. Erstmals 1959 soll nach chinesischen Verlautbarungen im Pamir einer Verordnung zufolge Reis angebaut worden sein, was einerseits den euphorischen Bemühungen einer Sedentarisierung aller Nomaden Auftrieb versprach, andererseits jedoch zum baldigen Scheitern verurteilt war (Weggel 1985, 96). Die aus ökologischer Perspektive zum Scheitern verurteilten Experimente eines Reisanbaus in großer Höhe unter Kältesteppenbedingungen spiegelt den Drang der Umsetzung der Kampagne ‘take grain as the key link’ (*yi liang wei gang*) wider, als alle Anstrengungen dem Prinzip der Ausweitung des Getreideanbaus untergeordnet wurden (Kreutzmann 2011, 214).

Das Siedlungskonzept der Pastoral-Kommunen verfolgte eine örtliche Bindung der Nomaden an ein Verwaltungszentrum, das sich durch Infrastruktureinrichtungen, Maschinenringe, Kaderbüros etc. auszeichnete. Dieser Siedlungskern wurde jedoch von außen bestimmt und trug keineswegs den früheren Gemeinschaftsstrukturen Rechnung. Die Zerschlagung von ‘ethnic herding groups’ zielte auf die Einbindung nomadischer Haushalte „... into the multi-nationality communes and their reduction to a position of dependence upon the Chinese state“ ab (McMillen 1979, 159).

Das Scheitern des ‘Großen Sprungs’ und die damit verbundene Hunger- und Wirtschaftskatastrophe führte zwar zur Rücknahme einzelner Maßnahmen und der Wiedereinführung begrenzter Privatherden auf Basis traditioneller Gemeinschaften (*aul*, *uru*), dennoch ließ sich in Xinjiang erst ab Mitte der 1960er Jahre eine Erholung der Viehzucht von den vorherigen Einbrüchen erkennen. Gleichzeitig blieben die Pastoral- bzw. Volkskommunen als Verwaltungs- und Siedlungszentren mit nachhaltigen Auswirkungen auf die Produktionsbedingungen bestehen. Ihre Einrichtung hatte ein wesentliches Ziel erreicht:

das der Sedentarisierung und der damit verbundenen Kontrolle von Nomaden. Die Entwicklungen in den einzelnen Regionen zeitigten dennoch unterschiedliche Resultate.

Für die Kara Köl-Kirgisen, die bis heute verwaltungsmäßig zum Kreis Akto im Autonomen Bezirk (Präfektur) Kizil Su (Abb. 1) gehören, wurde Bulunkul als Standort der Pastoralkommune bestimmt, während ihr Zentrum Subashi als eine untergeordnete Produktionsbrigade fungierte (Myrdal 1981, 31). Obwohl schon 1954 Kirgisen im Autonomen Bezirk Kizil Su nur einen Bevölkerungsanteil von 36,7 % stellten und sich dieser Anteil seither noch weiter bis auf ungefähr 28% reduzierte, besteht eine räumliche Differenzierung der Bevölkerungsgruppen (Bruk, Kasatkin, Shevel 1956, 440). Die Pastoralisten befinden sich vorwiegend in den hochgelegenen Steppengebieten des Westlichen Kun Lun Shan und den Übergangsbereichen vom Hochgebirge zum Tarim-Becken. Die Mitglieder der Produktionsbrigade Subashi rekrutieren sich im Wesentlichen aus den vormaligen kirgisischen Nomaden des Kara Köl-Gebietes.

Das Mobilitätsverhalten hatte sich nicht allein auf mittlerweile fest eingerichtete Winterlager ausgerichtet, sondern die Etablierung der Pastoral- bzw. Volkskommunen bedeutete gleichzeitig auch eine räumliche Abgrenzung und weitgehende Selbstversorgung der Siedlungseinheiten. Für die Kirgisen des Kara Köl folgten daraus der Verlust früherer Weidegebiete und Ressourcen sowie eine nachhaltige Einschränkung der Wanderungsradien. Die Nutzung des vorhandenen Ressourcenpotentials wurde in der Folgezeit intensi-

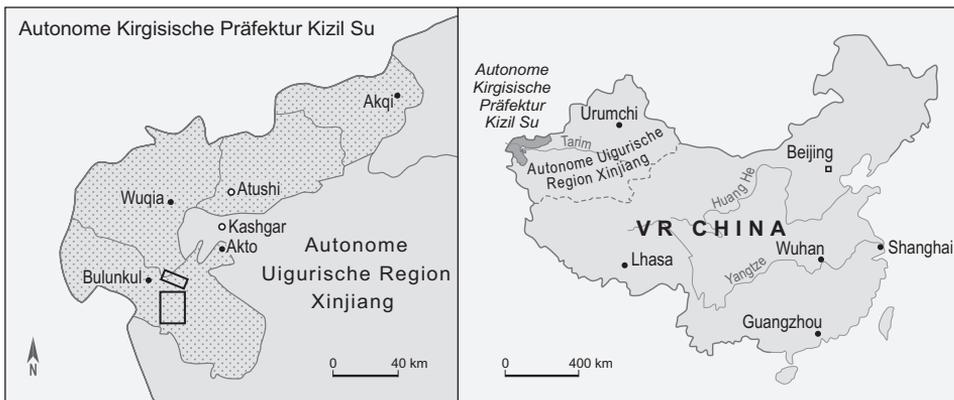


Abbildung 1: Lokalisierung der Autonomen Kirgisischen Präfektur Kizil Su in der Volksrepublik China (verändert nach Kreuzmann 2012a, S. 110)

viert, die Herden durch Kreditvergabe aufgestockt und eine Futterproduktion auf Bewässerungswiesen projektiert (Abramzon 1963, 206). Nahwanderungen über kurze Distanzen innerhalb des Einzugsbereiches der Produktionsbrigade, d. h. im Kara Köl-Gebiet,

prägen seither die Aktivitäten der sommerlichen Weideverlagerung. Südlich des Kara Köl gelegene Siedlungskerne, in denen aus Lehm gemauerte Häuser, Ställe und Pferche errichtet wurden, bilden den Ausgangspunkt für den sommerlichen Auftrieb auf die 3-15 km entfernt liegenden Hochweiden, die sich bis zu 500 Höhenmeter über die Winterquartiere in 3650 m Höhe erstrecken. Im Anschluss an die Sommerweideperiode werden bis zum Frühjahr nur noch bescheidene Wohnsitzverlagerungen in der Peripherie der Seen vorgenommen. Als Vorteil der eingeschränkten Wanderungen bleibt festzuhalten, dass der Energieverbrauch der Herden gerade in den futtermangelnden Jahreszeiten reduziert werden konnte. Kompensationsmaßnahmen für die ausgefallenen Weidegründe waren die Einführung kontrollierter Vorratshaltung, das Abmähen von Naturweiden und die Bewirtschaftung von Bewässerungswiesen. Dadurch wurde es möglich, die Herden weiter aufzustocken.

Die Erzeugnisse der Produktionsbrigade Subashi wurden über das 200 km entfernte Kreiszentrum Akto staatlichen Aufkaufstellen zugeführt, die im Gegenzug die Versorgung der Pastoral-Kommune mit Nahrungsmitteln (Mehl, Tee etc.) und Konsumgütern vornahmen. Nach offiziellen Angaben konnte innerhalb des Bezirks eine ausreichende Produktion an Nahrungsmitteln und Versorgung der Bevölkerung mittelfristig sichergestellt werden (Ma Yin et al. 1990, 246). Der donnerstägliche Wochen- und Viehmarkt in Kashgar war eingestellt worden wie alle anderen Märkte auch; überlokaler Tausch privater Erzeugnisse fand kaum noch statt, da Ort und Funktion der Märkte verschwanden.

Strukturveränderungen in Kara Köl

In der Einschätzung der Strukturreformen bleibt zwischen Repressions- und Toleranzphasen zu unterscheiden. Zu ersteren gehören eindeutig der erwähnte 'Große Sprung nach Vorn' (1958-1960) und die sog. 'Kulturrevolution' (1966-1975). Beide Kampagnen waren von politischen Strategien geprägt, die einen Modernisierungsschub auf der Grundlage zwangsweiser Gleichstellung bei Ausräumung soziokultureller Unterschiede versprachen. Gerade für Minderheitengruppen wie beispielsweise die Kirgisen bewirkten diese Konzepte eine erzwungene Anpassung an Han-chinesische Entwicklungsmodelle und den wirtschaftlichen Niedergang. In Xinjiang waren mit diesen autoritären Maßnahmen weitgehende Eingriffe in die Bevölkerungsstruktur verbunden. Zwangsumsiedlungen und forcierte Migration förderten ethnische Heterogenität, die in der Autonomen Präfektur Kizil Su (= roter Fluss) dazu führte, dass der Anteil der namengebenden kirgisischen Nationalität weiter sank und heute weniger als 30 % beträgt. Die dazwischen geschalteten Richtungsänderungen der staatlichen Politik führten zu Toleranzphasen, die zwar eine partielle Rücknahme von Reformmaßnahmen bewirkten, dennoch hinterließen sie prägende und irreversible Elemente wie die Sesshaftmachung von Nomaden und den Aufbau der Volkskommunen als Siedlungskerne. Für die nomadischen Weidegebiete an der Höhengrenze der Ökumene bedeuteten diese Eingriffe die Etablierung von Dauersiedlungen in einer kritischen Umgebung, die auf Außenversorgung mit Grundnahrungsmitteln angewiesen blieb. Kontrollierten Güteraustausch vermittelten staatliche Einrichtungen, die ein hohes Maß an

subsistenter Wirtschaftsweise von den Volkskommunen einforderten. Damit waren die vormals von Kirgisen an der Peripherie genutzten Spielräume für nomadische Viehzucht nachhaltig ausgeräumt worden.

Produktionsverantwortlichkeitssystem und partielle Deregulierung im Kara Köl-Pamir

Mit der Verkündung der „vier Modernisierungen“ (*si hua*) durch Ministerpräsident Zhou Enlai im Januar 1975 beginnt das Abrücken von reglementierenden Wirtschaftsstrukturen, die unter der Führung Deng Xiaopings mit der Politik der wirtschaftlichen Liberalisierung auf dem Lande (ab 1978) weiter abgebaut worden sind, ein bis in die Gegenwart anhaltender Prozess. Für die in ihrer Funktion beschnittenen Volkskommunen war lediglich eine nachgeordnete Position als Verwaltungs- und Dienstleistungszentren vorgesehen worden. Trotz hoher Investitionen in den Infrastruktur- und Ausbildungsbereich ist für die nationalen Minderheiten die Landwirtschaft das Hauptbetätigungsfeld geblieben, wodurch sich die Erwerbsstruktur dieser Gruppen weiterhin signifikant vom Durchschnitt der Bevölkerung der Volksrepublik unterscheidet. Im Kreis Akto lag der Anteil landwirtschaftlicher Bevölkerung mit 91,2 % fast um ein Drittel höher. Für die Kara Köl-Kirgisen bedeutet dies eine fortgesetzte Konzentration ihrer Wirtschaftsaktivitäten im Viehzuchtsektor.⁷ Jedem Haushalt wurde ein Privatbesitz von fünf großen und zehn kleinen Tieren zugestanden: Das heißt, dass alles Großvieh (Yaks, Pferde und Kamele) privat gehalten werden konnte, während der überwiegende Teil (ungefähr 87 %) des Kleinviehs (i. w. Fettschwanzschafe) gemeinschaftlich betreut und vermarktet wurde. Die Planungen sahen eine Ausdehnung der Bewässerungswiesen und eine Aufstockung der Herden vor. Die Tragfähigkeitsberechnungen hatten ein Nutzungspotential für insgesamt 40 000 Tiere ergeben. Die Wiederzulassung der wöchentlichen Markttag samt Viehmarkt im Jahre 1981 eröffnete den Viehzüchtern Absatzchancen auf den zu neuem Leben erweckten Sonntagsmärkten, die von privatwirtschaftlich organisierten Entrepreneurs in den städtischen Oasen beschickt wurden.

Die Zulassung privater und kollektiver Unternehmungen hatte Anfang der 1990er Jahre den Viehbestand in Subashi auf geschätzte 30 000 Tiere anwachsen lassen, von denen die für den Verkauf bestimmten Fettschwanzschafe entweder über die Kreisviehzuchtbehörde abgesetzt oder individuell auf dem zum Sonntagsmarkt gewandelten Bazar von Kashgar feilgeboten werden.⁸ Ein Besuch des Präfekturzentrums Kashgar im Herbst, wenn im September der Hauptabtrieb von Fettschwanzschafen zur Vermarktung erfolgt, wird mit dem Einkauf periodisch und episodisch benötigter Güter verbunden. Regelmäßig zu ersetzende Konsumwaren (Mehl, Salz, Tee) werden dagegen vorwiegend im Kommunezentrum Bulunkul oder im Laden von Subashi erworben. Dennoch hat die tägliche Busverbindung nach Kashgar auch sporadische Reisen dorthin und den Erwerb von Konsumgütern vereinfacht. Der Verkauf von Fettschwanzschafen stellt die Haupteinnahmequelle für Bargeld dar. Yaks und Ziegen werden in geringeren Kopffzahlen veräußert. Darüber hinaus sind

Butter, dehydrierte Buttermilch (*qurut*), Felle, Haare (Ziegen, Yak) und Wolle (Kamel, Schaf) weitere wichtige Tauschprodukte. Die Extremwerte des Besitzes von Kleinvieh variierten schon nach wenigen Jahren zwischen Werten von 50 und 600 Stück in den einzelnen befragten Haushalten bei einem Durchschnitt von knapp 140, was fast einer Verdoppelung seit Ende der Kulturrevolution entspricht.⁹ Diese Spannweite reflektiert eine zunehmende sozioökonomische Differenzierung seit Wiedermulassung privater Herden.

Die Volkskommune übernahm neben der Kommunalverwaltung die Funktion eines Dienstleistungszentrums für den Einsatz von Gerätschaften und Transportmitteln sowie die veterinärmedizinische Versorgung. Darüber hinaus wurden als kollektive Maßnahmen umfangreiche Irrigationsprojekte zur quantitativen und qualitativen Verbesserung zuvor unzureichend mit Wasser versorgter Randbereiche des Herbst- und Winterweidegebiets ausgeführt. Hier und auf anderen ebenen Flächen werden im August vor der Rückkehr der Herden aus den Sommerweiden Grasvorräte mit Sensen geschnitten und für die futterarme Periode eingelagert. Neben einem weiteren Ausbau fester Häuser in den eigentlichen Winterstandorten wurden in der Zwischenzeit gleichfalls Wohn- und Wirtschaftsgebäude (Ställe und Pferche) aus Lehmziegeln in den Sommerweidegebieten errichtet sowie eingefriedete Bewässerungswiesen angelegt. An allen Siedlungsplätzen bietet sich heute ein gemischtes Erscheinungsbild: Die Jurte wird weiterhin als flexible und mobile Wohnung geschätzt und benutzt, ist jedoch an temporären Standorten der Viehzüchter nicht notwendigerweise die einzig verfügbare Unterkunftsmöglichkeit.

Jüngste Veränderungen im Zuge des ‘Resettlement’-Programms

Die weitgehenden Zugeständnisse seitens der staatlichen Autoritäten an die Viehzüchter der Peripherie werden seit 2009 schrittweise und nachhaltig zurückgenommen. Das eingangs zitierte Dekret zur ‘Sesshaftmachung nomadischer Völker’ stellt nur den vorläufigen Schlusspunkt einer Umkehr bzw. Modifizierung im Rahmen des ganzheitlichen ‘Modernisierungsprojektes’ dar. Die von den staatlichen Autoritäten gemachte Diagnose lautet: geringe Produktivität im Viehzuchtsektor, unzulängliches Herdenmanagement, Degradation der ökologischen Grundlagen, mangelhafte Infrastrukturausstattung, geringe Einkommen (An Sha-Zhou et al. 2011, 123-126). Zur Überwindung dieser Defizite werden Maßnahmen zur Armutsbekämpfung ergriffen, die die Ansiedlung von Pastoralisten in urbanen Zentren vorsehen. Diese ‘townships’ – im Falle von Kara Köl heißt die neue Stadt Bulunkul Xiang (Abb. 2) – sollen über alle modernen Einrichtungen verfügen, die Pastoralisten konzentrieren, das Herdenmanagement in einem Zentralstall koordinieren. Die freigesetzten Arbeitskräfte sollen als Arbeitskräfte anderen Berufen zugeführt werden. Die Kosten für diese Transformation der Lebensverhältnisse werden von staatlichen Einrichtungen und prosperierenden Städten in der östlichen Küstenregion getragen. Im Falle von Bulunkul Xiang tritt Shanghai als wichtiger Geldgeber ein. Das seit 2009 begonnene Programm wird in seinem ersten Abschnitt 450 der 1600 Haushalte mit neuen Häusern versorgen. In den kommenden Jahren sollen die restlichen Haushalte angesiedelt werden.

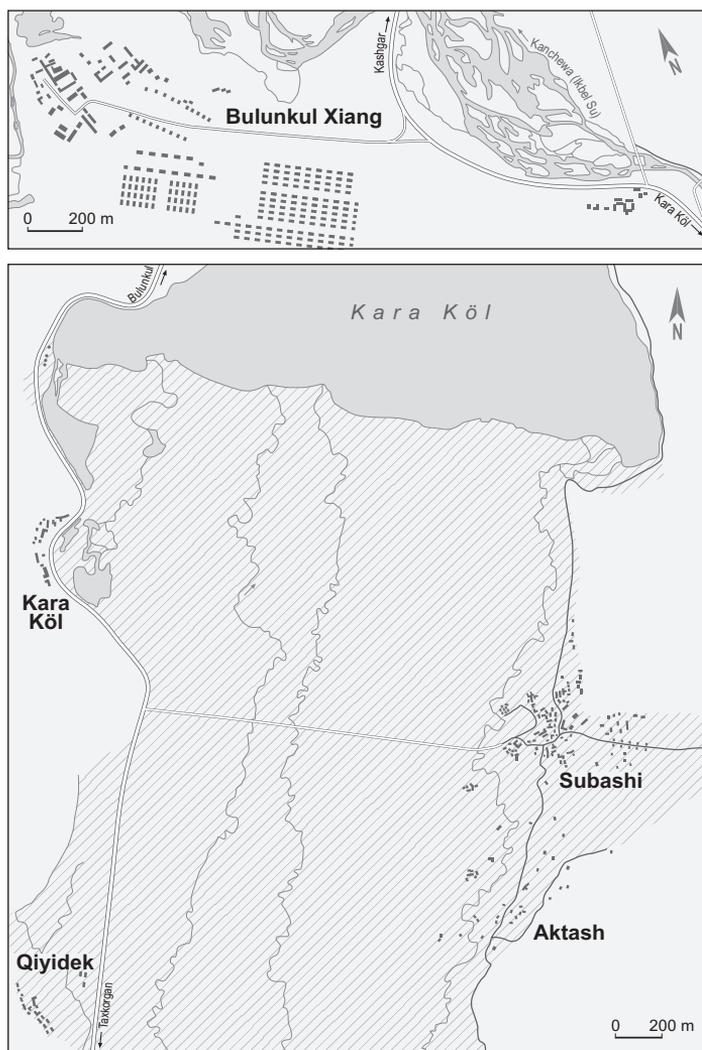


Abb. 2: Die ‘alten’ kirgisischen Siedlungen am Südufer des Kara K l (unten) werden schrittweise durch die ‘neue’ Stadt Bulunkul Xiang ersetzt und damit aufgegeben (Stand 2012; Darstellung basiert auf chinesischen Karten und Satellitenbildern; Entwurf: Hermann Kreuzmann)

Diese Maßnahmen erstrecken sich auf das gesamte Xinjiang, für das ein hoher Wert an Weidedegradation diagnostiziert wurde. Der ‘Chief Scientist of Animal Husbandry’ in Xinjiang erl uert das Vorgehen:

„To get rid of poverty and underdevelopment in pastoralist communities and transform their traditional production and living patterns, the Party Committee and Government of Xinjiang Autonomous Region have been promoting the strategic deployment of pastoralist settlements since the 1980s, with the purpose of improving living and working conditions for pastoralists and improving fodder and sheds for cattle in cold seasons. The Sedentarization program has taken into full consideration the environmental and lifestyle factors of the region.

... resettlement of herders as labourers in other areas. The remaining herders can engage in pastoralism and economies of scale, increase the market supply and thus increase the pastoralists' income leading to a modernisation of mountain pastures and the modernisation of pastoralism. Voluntary participation of herders in resettlement programmes is based on hearings at township level, annual sessions of party committees. Wishes can be articulated through proper channels.“ (Zhao Xinchun 2011, 183, ausführlich in Kreutzmann 2012b, 18-22)

Für die Planer in den zentralen Ämtern und Regionalbehörden wird auf diese Weise das Entwicklungsproblem der 'Nomaden' endgültig gelöst. Urbane Lebensformen halten Einzug in peripheren Gemeinschaften und Randbereichen der Ökumene. Das Experiment mit weitreichenden Folgen vollzieht sich weitgehend geräuschlos. Ob die ökologische Begründung und/oder das Wohlstandsversprechen überzeugen können, wird erst die Zukunft zeigen. Zwei Generationen nach Einführung der Nationalitätenpolitik hat die ethnische Zuschreibung an Wirkung vollkommen verloren; in den gegenwärtigen Debatten stehen regionale Disparitäten und Einkommensunterschiede zwischen Regionen im Vordergrund. Der Modernisierungsdiskurs hat sich von dem einer personellen, ethnisch begründeten gruppenbezogenen Zuschreibung zu einem gesellschaftlichen gewandelt, in dem die Aufgabe überkommener Praktiken von Einwohnern peripherer Regionen und die wirtschaftliche Teilhabe marginalisierter Gruppen im Vordergrund steht. Die Sesshaftmachung der 'Nomaden' ist nun einer Modernisierung durch Arbeitsteilung, Effizienzsteigerung und Urbanisierung untergeordnet. Sie betrifft jedoch in erster Linie Personen, die nationalen Minderheiten angehören. Vordergründig ist die überkommene Nationalitätenpolitik durch eine modifizierte Regionalentwicklungspolitik abgelöst worden, implizit lebt sie unter dem Deckmantel der wirtschaftlichen Modernisierung fort und hat in der Gruppe der 'Nomaden' ein symbolisch aufgeladenes Objekt gefunden, das damals wie heute als Entwicklungshemmnis verstanden wird.

Anmerkungen

- 1 Das offizielle Dokument wurde am 30. Mai 2012 auf der offiziellen Website des 'Central People's Government of the People's Republic of China' veröffentlicht: http://www.gov.cn/ldhd/2012-05/30/content_2148928.htm; Ladedatum 8. Juli 2012.
- 2 Chinesische Modernisierungsvorstellungen bieten Cao Fangjun (2009), der den Weg zur Moderne thematisiert, sowie Huaiyin Li (2010), der den Weg von der Revolution

zur Modernisierung nachzeichnet. Vgl. für die westliche Debatte den Klassiker der Modernisierungstheorie von Samuel P. Huntington (1968) und die Fundamentalkritik daran von Leys (1982). Bezogen auf nomadische Gruppen haben Herzog (1963) und Besters et al. (1969) wichtige Beiträge beigesteuert, die die Modernisierungsvorstellungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zusammenfassen: Nomadismus als Entwicklungsproblem. Scholz und Janzen versahen diese Wahrnehmung 1982 mit einem Fragezeichen und stellten das ökonomische und ökologische Potential einer angepassten sozial-ökologischen Kulturweise (Scholz 1995) in den Vordergrund.

- 3 Der Begriff geht auf von Richthofen 1877 zurück; vgl. Kreutzmann 2004. Millward (2009, S. 63) hat auf die heutige chinesische Verwendung des Terminus hingewiesen, der i. w. den chinesischen 'Westen' umschreiben soll, auch in Abgrenzung bzw. zur Vermeidung einer Zugehörigkeit zu Zentralasien gebraucht wird.
- 4 Bei Berücksichtigung des inoffiziellen Anteils von Han-Chinesen in Xinjiang ist wahrscheinlich ein Mehrheitsanteil von Han gegenüber Uiguren (41%) zu verzeichnen (Millward 2009, 70).
- 5 Sowjetische Berater hatten in der VR China bis 1958 die Umsetzung des sowjetischen Vorbildes hinsichtlich Autonomie und Nationalitätenpolitik bestimmt. Somit ist der Zugschnitt des chinesischen Umgangs mit Minderheiten qualitativ ähnlich; vgl. Kreutzmann 2002, 2013.
- 6 Mit den vier Maßnahmen ist der Bau fester Siedlungen, die Errichtung von Weidezäunen für ein verbessertes Weidemanagement, der Ausbau von Bildungs- und Gesundheitsinfrastruktur sowie ein Kontraktweide-System verbunden; vgl. Kreutzmann (2011, S. 215).
- 7 Schon 1976 verfügten die 130 Haushalte der Produktionsbrigade Subashi über einen Viehbestand von 10 300 Tieren, was einer Vervierfachung gegenüber 1958 entsprach (Myrdal 1981, S. 31). Von 1954 bis 2009 stieg die Herdengröße auf mehr als 55 000 Tiere. Das entspricht einem Faktor von 21,6 im Bezugszeitraum, während in der Kizil Su-Präfektur insgesamt ein Faktor von 2,8 gilt (An Sha-Zhou et al. 2011, S. 126).
- 8 Der Wochenmarkt von Kashgar war in der Zeit von 1966 bis 1981 verboten worden (Grobe-Hagel 1991: 186). Seither reflektiert die Expansion der Handelsaktivitäten das auch in Xinjiang zu verzeichnende überdurchschnittliche Wirtschaftswachstum. Das Areal des Sonntagsmarktes, das an der Peripherie der Altstadt liegt, wurde für manche Branchen mittlerweile zum permanenten Standort. Nach der staatlich verordneten Säuberung traditioneller Altstadtbazare – wie des überdachten Textilbasares unweit der Eidgah-Moschee – entwickelt sich seit 1993 um den Marktstandort ein neues Geschäftszentrum. Neue Warenhauskomplexe sprießen aus dem Boden. Sie sind eingebettet in eine Erfindung eines 'orientalischen' Ambiente, das mit dekorativen Elementen das 'neue Kashgar' abbildet: modern und transformiert traditionsbewusst.
- 9 Die Befragungen wurden Anfang der 1990er Jahre durchgeführt, als sich dieses Geschäftsmodell als sehr lukrativ zu erweisen schien. Mittlerweile gehen die Schätzun-

gen der Agrarbehörden von einem aus über 50 000 Stück bestehenden Viehbestand aus; vgl. Kreutzmann (1995, 2012a).

Literatur

- Abramzon, Saul M. 1963: The Kirgiz of the Chinese People's Republic. In: *Central Asian Review* 11 (2). S. 196-207.
- An Sha-Zhou, Dai Jian, Lu Zhaohui, Meng Yonggang und Liu Xiao-Yuan 2011: Pastoralism in China's Xinjiang Kizilsu Kirghiz Autonomous Prefecture. In: Hermann Kreutzmann, Kishwar Abdulalishoev, Lu Zhaohui, Jürgen Richter (Hg.): *Regional Workshop in Khorog and Kashgar. Pastoralism and rangeland management in mountain areas in the context of climate and global change*. Bonn. S. 119-131.
- Benson, Linda 1990: *The Ili Rebellion. The Moslem Challenge to Chinese Authority in Xinjiang 1944-49*. Armonk, London.
- Besters, Hans et al. (Hg.) 1969: *Nomadismus als Entwicklungsproblem*. (= Bochumer Symposium 14./15. Juli 1967) Bielefeld.
- Boulger, Demetrius C. 1878: *The Life of Yakoob Beg, Athalik Ghazi, and Badaulet, Ameer of Kashgar*. London.
- Bruk, Solomon Il'ic, V. F. Kasatkin, I. B. Shevel 1956: The Borderlands of Soviet Central Asia – Sinkiang. In: *Central Asian Review* 4 (4). S. 432-447.
- Cao Fangjun 2009: Modernization theory and China's road to modernization. In: *Chinese Studies in History* 43 (1). S. 7-16.
- Clubb, Oliver Edmund 1964: *Twentieth Century China*. New York.
- Dikötter, Frank 2010: *Mao's Great Famine. The history of China's most devastating catastrophe 1958-62*. London, Berlin, New York.
- Fei Hsiao Tung 1981: *Toward a People's Anthropology*. Beijing.
- Forbes, Andrew D. W. 1986: *Warlords and Muslims in Chinese Central Asia. A Political History of Republican Sinkiang 1911-1949*. Cambridge.
- Fox, Richard G. 1989: Introduction. In: Richard G. Fox (Hg.): *Nationalist Ideologies and the Production of National Cultures*. Washington D.C. (= *American Ethnological Society Monograph Series, No. 2*) S. 1-14.
- Gardner, Bovingdon 2010: *The Uyghurs: Strangers in Their Own Land*. New York.
- Grobe-Hagel, Karl 1991: *Hinter der großen Mauer. Religionen und Nationalitäten in China*. Frankfurt/Main.
- Herzog, Rolf 1963: *Selbhaftwerden von Nomaden*. Köln und Opladen.
- Hoppe, Thomas 1995: *Die ethnischen Gruppen Xinjiangs: Kulturunterschiede und inter-ethnische Beziehungen*. (= *Mitteilungen des Instituts für Asienkunde*, 258) Hamburg.
- Huayin Li 2010: From revolution to modernization. The paradigmatic transition in Chinese historiography in the Reform Era. In: *History and Theory* 49. S. 336-360.
- Huntington, Samuel P. 1968: *Political Order in Changing Societies*. New Haven.
- Kreutzmann, Hermann 1995: *Mobile Viehwirtschaft der Kirgisen am Kara Köl*. Wand-

- lungsprozesse an der Höhengrenze der Ökumene im Ostpamir und im westlichen Kun Lun Shan. In: Petermanns Geographische Mitteilungen 139 (4). S. 159-178.
- Kreutzmann, Hermann 1996: Ethnizität im Entwicklungsprozeß. Die Wakhi in Hochasien. Berlin.
- Kreutzmann, Hermann 1997: Minderheiten und Mehrheiten in Xinjiang. Auswirkungen staatlicher Nationalitätenpolitik im Nordwesten Chinas. In: Geographische Rundschau 49 (5). S. 266-271.
- Kreutzmann, Hermann 2002: Gorno-Badakhshan: Experimente mit der Autonomie – Sowjetisches Erbe und Transformation im Pamir. In: Internationales Asienforum 33 (1-2). S. 31-46.
- Kreutzmann, Hermann 2004: Der weiße Fleck auf der Landkarte – geographische Forschungsreisen entlang der chinesischen Seidenstraße im Umfeld des „Great Game“. In: Rainer Plappert (Hg.): Reise zur verbotenen Stadt. Europäer unterwegs nach China. Erlangen. S. 75-94
- Kreutzmann, Hermann 2009: Weidewirtschaftliche Transformationen in zentralasiatischen Hochgebirgswüsten. In: Wolf Dieter Blümel (Hg.): Wüsten – natürlicher und kultureller Wandel in Raum und Zeit. (= Nova Acta Leopoldina 108) Halle. S. 79-109.
- Kreutzmann, Hermann 2011: Pastoral practices on the move – Recent transformations in mountain pastoralism on the Tibetan Plateau. In: Hermann Kreutzmann, Yang Yong, Jürgen Richter (Hg.): Regional Workshop in Lhasa 2010 – Pastoralism and Rangeland Management on the Tibetan Plateau in the context of Climate and Global Change. Bonn. S. 200-224
- Kreutzmann, Hermann 2012a: Kirghiz in Little Kara Köl – the Forces of Modernisation in Southern Xinjiang. In: Hermann Kreutzmann (Hg.): Pastoral practices in High Asia. Agency of ‘development’ effected by modernisation, resettlement and transformation. Dordrecht. S. 109-125.
- Kreutzmann, Hermann (Hg.) 2012b: Pastoral practices in High Asia. Agency of ‘development’ effected by modernisation, resettlement and transformation. Dordrecht.
- Kreutzmann, Hermann 2013: Boundary-making as a strategy for risk reduction in conflict-prone spaces. In: Detlef Müller-Mahn (Hg.): The spatial dimension of risk. How geography shapes the emergence of riskscape. London. S. 154-171.
- Kreutzmann, Hermann, Kishwar Abdulalishoev, Lu Zhaohui, Jürgen Richter (Hg.) 2011: Regional Workshop in Khorog and Kashgar – Pastoralism and rangeland management in mountain areas in the context of climate and global change. Bonn.
- Kreutzmann, Hermann, Yang Yong, Jürgen Richter (Hg.) 2011: Regional Workshop in Lhasa 2010 – Pastoralism and Rangeland Management on the Tibetan Plateau in the context of Climate and Global Change. Bonn.
- Kuropatkin, Aleksei Nikolaevich 1882: Kashgaria (Eastern or Chinese Turkistan): Historical and Geographical Sketch of the Country; its Military Strength, Industries and Trade. Calcutta.
- Leys, Colin 1982: Samuel Huntington and the End of Classical Modernization Theory. In:

- Hamza Alavi, Teodor Shanin (Hg.): *Sociology of „Developing Societies“*, Houndmills. S. 334-347.
- Li, Huaiyin 2009: *Village China under socialism and reform. A micro history, 1948-2008*. Stanford.
- Lo, Jung Pang 1961: *Five years of the Sinkiang-Uigur Autonomous Region, 1955-60*. In: *The China Quarterly* 8. S. 92-105.
- Ma Yin et al. (Hg.) 1990: *Die nationalen Minderheiten in China*. Beijing.
- Manderscheid, Angela 2001: *Decline and re-emergence of nomadism: Tibetan pastoralists revive a nomadic way of life and production*. In: *GeoJournal* 53. S. 173-82
- McMillen, Donald Hugh 1979: *Chinese Communist Power and Policy in Xinjiang, 1949-1977*. Boulder, Folkestone.
- McMillen, Donald Hugh 2009: *China, Xinjiang and Central Asia – ‘glocality’ in the year 2008*. In: Colin Mackerass, Michael Clarke (Hg.): *China, Xinjiang and Central Asia. History, transition and crossborder interaction into the 21st century*. London, New York. S. 1-20.
- Miller, Daniel 2000: *Tough times for Tibetan nomads in Western China: Snowstorms, settling down, fences, and the demise of traditional nomadic pastoralism*. In: *Nomadic Peoples* 4 (1). S. 83-109.
- Millward, James A. 2004: *Violent separatism in Xinjiang: A Critical Assessment*. Washington DC.
- Millward, James A. 2009: *Positioning Xinjiang in Eurasian and Chinese History: Differing visions of the ‘Silk Road’*. In: Colin Mackerass, Michael Clarke (Hg.): *China, Xinjiang and Central Asia. History, transition and crossborder interaction into the 21st century*. London, New York. S. 55-74.
- Myrdal, Jan 1981: *Die Seidenstraße*. Wiesbaden.
- Richthofen, Ferdinand Freiherr von 1877: *China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien*. Band 1. Berlin.
- Scholz, Fred 1995: *Nomadismus. Theorie und Wandel einer sozial-ökologischen Kulturweise*. (= Erdkundliches Wissen 118) Stuttgart.
- Scholz, Fred, Jörg Janzen (Hg.) 1982: *Nomadismus – Ein Entwicklungsproblem?* (= Abhandlungen des Geographischen Instituts – Anthropogeographie 33) Berlin.
- Weggel, Oskar 1985: *Xinjiang/Sinkiang: Das zentralasiatische China*. (= Mitteilungen des Instituts für Asienkunde 144) Hamburg.
- Yuan Qing-li 1990: *Population changes in the Xinjiang Uighur Autonomous Region (1949-1984)*. In: *Central Asian Survey* 9. S. 49-73.
- Zhao Xinchun 2011: *Pastoralism in Xinjiang: Implementing the pastoralist settlement programme to promote sustainable development of pastoralism in Xinjiang*. In: Hermann Kreutzmann, Kishwar Abdulishoev, Lu Zhaohui, Jürgen Richter (Hg.): *Regional Workshop in Khorog and Kashgar. Pastoralism and rangeland management in mountain areas in the context of climate and global change*. Bonn. S. 182-188.

Christian Wuttke ■

Die Renaissance der Stadtplanung in China: Concept Planning als Versuch der (Wieder-)Gewinnung von Steuerungsfähigkeit im Transformationsprozess

„Planning, planning,
draw it at the table,
hang it on the wall,
one word from the superior
changes it all!“

(Populärer Reim unter Chinas Stadtplanern)

Quelle: Shen/Xu 2012, 96

1 Einleitung

Parallel zum rasanten wirtschaftlichen Aufschwung der Volksrepublik China seit Beginn der Transformation in den frühen 1980er Jahren fand im ehemals ländlich geprägten kommunistischen Bauernstaat ein mindestens ebenso spektakulärer Prozess der Urbanisierung statt. Die offiziellen Statistiken weisen für den Beginn der Reform- und Öffnungspolitik 1978 lediglich einen Anteil von knapp 18 Prozent als städtisch klassifizierter Bevölkerung aus (NBSC 2009). Eine Teilprivatisierung der Kollektive im Agrarsektor, die dem Transformationsprozess vorausging, setzte auch aufgrund von Effizienzsteigerungen Arbeitskräfte in großer Zahl frei. Diese ström(t)en als Arbeitsmigranten in die heutigen Ballungsräume der Küstenregionen und machten so das chinesische Wirtschaftswunder erst möglich. Heute ist beinahe jeder zweite Chinese als Stadtbewohner registriert (NBSC 2009). Schätzungen zufolge wird der Anteil der urbanen Bevölkerung bis 2030 weiter bis auf 70 Prozent steigen (Feiner et al. 2001).

Versuche, den rasanten Prozess der Urbanisierung zu begrenzen, zu steuern oder wenigstens zu gestalten, verliefen allerdings nur wenig erfolgreich. Ausgerechnet in Zeiten

fortgeschrittener marktwirtschaftlicher Reformen erlebt die aus der kommunistischen Planwirtschaft hervorgegangene Stadtplanung zurzeit jedoch ihren „dritten Frühling“ (Leaf/Hou 2006). Der experimentelle Ansatz des chinesischen Reformkurses sowie eine begrenzte lokale Autonomie und Selbstorganisation legitimieren und befördern institutionelle Innovationen durch lokale Akteure (Wuttke 2012). Die Stadtplanung ist ein gutes Beispiel dafür, wie lokale Problemlösungen Form, Funktion und Zielsetzungen von Institutionen verändern. Oft beschränkt sich deren Reichweite zwar auf begrenzte Territorien, etwa das jeweilige Stadtgebiet. In Shenzhen wird z. B. nach dem Vorbild Singapurs und Hongkongs mit neuen Planungsformen experimentiert, die mehr Rechtssicherheit gewährleisten und den Ansprüchen von Wirtschaft und Gesellschaft stärker Rechnung tragen sollen (Wuttke et al. 2010). Andere institutionelle Innovationen gewinnen dagegen nationale Reichweite. Mit der Einführung des sogenannten Concept Planning versuchte die Provinzhauptstadt Guangzhou, Steuerungsfähigkeit wiederzuerlangen und gleichzeitig ein flexibleres Instrumentarium jenseits der nicht mehr zeitgemäßen Regelungen des überholten nationalen Planungssystems zu gewinnen. Heute setzen alle größeren Städte auf das Concept Planning, das es erlaubt, die Bedeutung der Planung für die Stadtentwicklungspolitik erheblich zu vergrößern.

Im Folgenden sollen Kontinuität und Wandel in der chinesischen Stadtplanung angesichts der weitreichenden Herausforderungen für Stadtregierungen im chinesischen Transformationsprozess am Beispiel der Stadt Guangzhou, Hauptstadt der südchinesischen Provinz Guangdong, analysiert und diskutiert werden.

2 Stadtentwicklung in China am Beispiel des Perflusdeltas

Das postsozialistische Planungsregime Chinas, mit seinen rigiden Vorgaben, umständlichen Genehmigungsprozessen und langen Zeithorizonten, erwies sich angesichts der rasanten Wirtschaftsentwicklung und Urbanisierung als weitgehend ungeeignet, die ihm zugedachte Kontroll- und Gestaltungsfunktionen einzulösen. Der Verlust an Steuerungsfähigkeit scheint in den großen Ballungsräumen besonders deutlich zu sein, wie zum Beispiel beim megaurbanen Städtecluster im südchinesischen Perflusdelta: Die ehemals periphere und landwirtschaftlich geprägte Region in der an Hongkong angrenzenden Provinz Guangdong hat sich in nur drei Jahrzehnten zu einer der wichtigsten Wirtschaftsregionen Chinas („Fabrik der Welt“) und im Zuge des rasanten Wirtschafts- und Bevölkerungswachstums zu einer der größten (mega-)urbanen Agglomerationen der Welt entwickelt. Beinahe zwölf Prozent der nationalen Wirtschaftsleistung und knapp ein Drittel des chinesischen Außenhandelsvolumens entstammten 2008 der Provinz (Wuttke/Waibel 2008). Mehr als 90.000 Unternehmen mit Beteiligung internationaler Investoren sind heute in Guangdong ansässig, und damit etwas mehr als ein Fünftel aller Unternehmen Festlandchinas mit internationaler Beteiligung (NBSC, 2009).

Die wirtschaftliche und politische Bedeutung der Region und ihrer Städte ist allerdings zunehmend gefährdet durch die Begleiterscheinungen des eigenen Erfolgs in den

vergangenen Jahrzehnten: Das rasante Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum führt zu einer Überlastung der städtischen Infrastruktur und einem Mangel an Versorgungseinrichtungen für die Bevölkerung. Die einst gewaltigen Landreserven sind durch die Umwandlung von Agrarland in Industriegebiete weitgehend aufgebraucht, und die hohe Umweltverschmutzung bedroht die Bevölkerung und die weitere wirtschaftliche Entwicklung. Das einstige Erfolgsmodell der arbeits- und ressourcenintensiven exportorientierten Produktion verliert auch angesichts steigender Lohnkosten zusehends an Wettbewerbsfähigkeit und verspricht darüber hinaus nur noch ein geringes Potenzial für weiteres Wirtschaftswachstum.

Tabelle 1: Die Entwicklung des Perflussdeltas in Zahlen

	1978	1991	2001	2006
Bevölkerung (Mio.)	16,9	19,6	42,9	44,5
Registrierte rurale Bevölkerung (Mio.)	12,6	11,9	12	k.A.
GDP (in Mrd. RMB ¹)	11,9	112,3	840,1	2142,4
GDP Primärsektor (in Mrd. RMB ¹)	3,1	19	44,8	51,4
GDP Sekundärsektor (in Mrd. RMB ¹)	5,4	58,63	415,5	1107,3
GDP Tertiärsektor (in Mrd. RMB ¹)	3,5	42,2	379,8	983,7
Sachinvestitionen (in Mrd. RMB ¹)	3,9	19,2	310,2	588,9
Exportvolumen (in Mrd. US\$ ¹)	0,6	9,6	52	288,8
FDI (in Mrd. US\$ ^{1,2})	0,3	1	14,2	13,1
Staatseinkünfte (in Mrd. RMB ¹)	3,2	12,4	74,6	142,4
Staatsausgaben (in Mrd. RMB ¹)	k.A.	9,5	82,3	165,3

¹ zu gegenwärtigen Preisen

²Foreign capital actually used

Daten: Ng 2008, 6

Überlappende Zuständigkeiten von Regierungs- und Verwaltungsorganisationen innerhalb der Städte verursachen und verschärfen Koordinations- und Steuerungsdefizite. Informelle und teilweise illegale Bebauung, unkoordinierte Investitions- und Entwicklungsprojekte sowie mangelnde lokale und regionale Infrastrukturentwicklung sind Ausdruck der bestehenden Steuerungsdefizite seitens der verantwortlichen Regierungs- und Verwaltungsinstanzen, in der Regel also der Stadtverwaltungen und Präfekturen. Diese Koordinations- und Steuerungsprobleme sollten auch durch eine dezentrale Rezentralisierung von Steuerungskapazitäten auf der Ebene der Präfekturen und Subprovinzstädte mit Hilfe einer territorialen, administrativen Reorganisation, insbesondere Eingemeindungen, aufgefangen werden (Wang 2003; Xia 2005; Zhang/Wu 2006). Diese Gebietsreformen waren häufig konfliktreich und glichen oft eher feindlichen Übernahmen von kleineren durch ranghöhere

Städte. In der englischsprachigen Literatur werden sie daher auch als Annektionen bezeichnet (z. B. Zhang/Wu 2006). Durch solche Eingemeindungen erhielten die Städte Zugriff auf neue Territorien ehemaliger Nachbarkreise und -städte – Platz, der für ihre eigene Stadt- und Wirtschaftsentwicklung genutzt wurde.

Die durch ein expansives und hochdynamisches Wirtschafts- und Städtewachstum verursachten und durch regionale Koordinationsschwierigkeiten verschärften Probleme der aktuellen Stadt- und Regionalentwicklung führen dazu, dass die Wettbewerbsfähigkeit des Perflussdeltas spätestens seit dem WTO-Beitritt im Jahr 2001 heute viel diskutiert wird (Leman 2003, Schröder/Waibel 2010, Wuttke 2009b; Yeh et al. 2002). Diese hochdynamischen Entwicklungen, die mit dem Transformationsprozess verbundenen Unsicherheiten und der immer stärkere Einfluss globaler Prozesse, aber auch schlicht ein erschwerter staatlicher Zugriff auf Flächen und Akteure nach der Privatisierung stellen lokale Administrationen und die Stadtplanung vor gewaltige neue Herausforderungen. Das Vermeiden eines industriestrukturellen Lock-ins wird daher sicher zu Recht als die aktuell größte Herausforderung für die zukünftige Entwicklung des Perflussdeltas gesehen. Wissensbasierte, technologieintensive und saubere Unternehmen mit höherer Wertschöpfung stellen neue und höhere Anforderungen an ihre Unternehmensumwelt – und damit auch an die Stadtplanung, die diese zu gestalten sucht.

3 Das Stadtplanungsregime in China

Die Institution der Stadtplanung in China ging aus dem System der Planwirtschaft hervor¹. In der kommunistischen Mao-Ära war sie jedoch kaum mehr als eine visuelle Ergänzung der planwirtschaftlichen Vorgaben. Mehr als zehn Jahre nach Beginn der Reform- und Öffnungspolitik versuchte die nationale Gesetzgebung, den veränderten Anforderungen an eine räumliche Planung im Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft Rechnung zu tragen und verabschiedete 1989 den City Planning Act.²

Das Stadtplanungssystem nach dem City Planning Act besteht im Wesentlichen aus einer umfassenden Masterplanung und der diese ergänzenden Detailplanung, in der konkrete Landnutzungsformen für einzelne Landparzellen festgelegt (z. B. landwirtschaftliche oder gewerbliche Nutzung) und konkrete Bebauungspläne vorgesehen werden. Ein Masterplan ist grundsätzlich sehr langfristig angelegt, mit einem Zeithorizont von üblicherweise etwa 20 Jahren. Auf der Grundlage der Masterplanung werden in der Detailplanung ein detaillierteres Layout, konkrete Landnutzungsformen für einzelne Landparzellen sowie weitere Restriktionen (Gebäudehöhe etc.) festgelegt. Je nach Region und Stadt können Master- und Detailplanung durch weitere optionale Planungsebenen ergänzt werden, insbesondere regionale Pläne sowie Distriktpläne.

Die Aufgaben der Stadtplanung wurden 1989 im City Planning Act wie folgt definiert:

„the urban master plan should include the designated function of a city, the development goal and target planning size of the city, the standards, norms and criteria

for the main constructions in the city and the land use structure, functional land use differentiation and the general layout for various types of constructions, comprehensive transport system, water and green space system, sectoral planning and planning for short-term constructions“ (Artikel 19.1 des City Planning Act, zit. n. A. G.-O. Yeh/Wu 1999, 183).

Im Verlauf des Transformationsprozesses veränderten und erweiterten sich die Aufgaben der Stadtplanung stark. Die reformierte Stadtplanung orientierte sich aber weiterhin nicht an den Bedürfnissen der (entstehenden) Marktwirtschaft oder der rasch wachsenden Bevölkerung, sondern bestimmte, ganz in planwirtschaftlicher Tradition, technokratisch die Allokation und Nutzungen vorhandener Landressourcen in der Masterplanung. An die Stelle der Festsetzung von Produktionsplänen trat jetzt die Definition von Entwicklungszielen, an die Stelle der Ressourcenallokation die der Definition und Allokation von Landressourcen für gesellschaftliche und wirtschaftliche Nutzungsformen durch die städtischen Planungsbüros. Nur ganz allmählich konnten diese Aufgaben konkretisiert und von dafür nicht oder nur unzureichend ausgebildetem Personal in den Planungsbehörden umgesetzt werden (Zhang 2002). Dennoch blieb die Stadtentwicklung bestimmt von informellen Prozessen und Einzelprojekten. Die Stadtplanung scheiterte nicht nur an der vorgesehenen Begrenzung des Stadtwachstums und der Zersiedelung, es gelang auch nicht, die hochdynamische Entwicklung in Chinas aufstrebenden Städten planerisch zu begleiten und mitzugestalten.

Wei (2005) stellt fest, dass der ansonsten sicher sehr erfolgreiche gradualistische Ansatz der chinesischen Reform- und Öffnungspolitik mit dem starren und langfristigen System der Stadtplanung grundsätzlich inkompatibel sei:

„Given the fact that broad institutional contexts underpinning urban planning are unpredictable and constantly changing, Chinese planners constantly face new institutions and new problems. [...] Urban planning is like shooting a moving target: planners are forced to constantly revise previously made plans, which makes planning implementation difficult and limits the role of urban planning in solving problems of chaos and urban mismanagement“ (Wei 2005, 202).

Bruton et al. (2005) diskutieren das besondere Maß an Unsicherheit, das der Transformationskontext produziert. Das hierarchische und starre Stadtplanungssystem steht im Widerspruch zu der hochdynamischen Entwicklung in den neuen städtischen Ballungsräumen wie dem Perlflossdelta. Der Planungsprozess selbst dauert oft mehrere Jahre und ist gekennzeichnet durch langwierige Aushandlungsprozesse vor Ort und mit den übergeordneten Ebenen bis hin zum Staatsrat in Peking. Pläne wurden und werden bis heute zudem häufig nur unzureichend implementiert, und sie sind nicht durch gesetzliche Regelungen flankiert und gestützt. Führende Lokalpolitiker betrachten die Planung bestenfalls als ein Instrument zur Durchsetzung ihrer Wachstumspolitik, wie ein hoher Planungsbeamter der Provinz im Interview beklagte: Das einzige, was sie interessiere, wäre, wie viel Landressourcen zur industriellen und gewerblichen Nutzung geplant seien. Die Rolle der Planung müsse sich daher oft auf eine Reaktion und nachträgliche Legitimation von

bereits umgesetzten Maßnahmen und Projekten mächtigerer Akteure aus Politik und Wirtschaft beschränken. Die Stadtplanungsbehörden waren und sind unter diesen Bedingungen kaum oder gar nicht in der Lage, ihre Orientierungs-, Steuerungs- und Kontrollfunktion für die Stadtentwicklung zu gewährleisten (Ng/Wu 1995, Xu 1999, Xu 2001). Die tatsächliche Stadtentwicklung ist vielmehr geprägt durch spontane politische Projekte, informelle Entwicklungen, spekulative (Investitions-)Entscheidungen, Korruption und illegale Landnutzung, Suburbanisierung und, allgemeiner, durch das rasante Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum (Ng/Wu 1995; Wong/Zhao 1999).

Dezentralisierung und marktwirtschaftliche Reformen sorgten dafür, dass die individuelle und autonome Entwicklungspolitik einzelner Organe des Lokalstaates und privatwirtschaftliche Interessen die tatsächliche Wirtschafts- und Stadtentwicklung weit mehr bestimmen als die Stadtplanung: „A multiplicity of new agents of urban growth and transformation are constantly shaping and reshaping urban spaces in China, making planning and managing transitional cities a challenging task, if not an impossible one“ (Wei 2005, 200). Planungsbehörden hatten kaum mehr die Macht, in die Stadtentwicklung steuernd oder wenigstens korrigierend einzugreifen (Ng/Tang 2002; Ng/Xu 2000).

Unter diesen Bedingungen mussten und müssen neue Spielregeln für Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Planung erst gefunden werden. Viele davon entstanden unter der Regie lokaler Regierungs- und Verwaltungseinheiten.

4 Concept Planning als institutionelle Innovation in der Stadtplanung

4.1 Der Lokalstaat als institutional entrepreneur

Die Städte des Perlflossdeltas spielten und spielen durch zahlreiche erfolgreiche Experimente mit neuen Regelstrukturen eine besondere Rolle als „Labore“ der nationalen Reformpolitik. Um Unterstützung für den Reformkurs zu gewinnen, wurden zunächst den Provinzen zusätzliche Kompetenzen übertragen (Shirk 1993), die diese an die untergebenen staatlichen Verwaltungsebenen weitergaben. Die lokale und die regionale Ebene innerhalb des politischen Systems Chinas haben daher im Zuge von marktwirtschaftlichen Reformen, Öffnungspolitik und Dezentralisierung eine erhebliche Autonomie und politische Gestaltungsmacht durch Selbstorganisation erlangt. Der chinesische Reform- und Transformationsprozess folgte keiner klar definierten Strategie auf dem Weg vom Sozialismus in die Marktwirtschaft. Das hochdynamische Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum, der immer stärkere Einfluss weltwirtschaftlicher Entwicklungen, die immanenten politischen Unsicherheiten des Transformationsprozesses und auch der Verlust an direkter Kontrolle über Wirtschaft und Gesellschaft überforderten darüber hinaus die Steuerungsfähigkeit des ehemals allumfassenden Nationalstaates.

Stattdessen wurden Anpassungen an die veränderten Kontextbedingungen und Experimente mit neuen Regelstrukturen dezentral durch lokal(staatlich)e Akteure organisiert. Lokale Kader sahen sich mit einer Fülle neuer Aufgaben konfrontiert, für die zunächst keinerlei Erfahrungswerte, Kapazitäten oder gar Routinen vorlagen. Die neue Komplexität erforderte daher sowohl organisatorische als auch institutionelle Anpassungen, die mit dem bisherigen hierarchischen System des kommunistischen Chinas nicht selten inkompatibel waren. Innerhalb des hoch fragmentierten politischen Systems der Volksrepublik wurden Stadt- und Kreisregierungen zu treibenden Kräften für neue Reformen im Transformationsprozess. Institutionelle Innovationen entstanden so weniger im Zuge nationaler Reformen, sondern vielmehr als Resultat dezentraler Initiativen und lokaler Strategien, Experimente und Lernprozesse im Kontext spezifischer Opportunitätsstrukturen. Lokalregierungen wurden nicht nur in die Lage versetzt, sondern waren auch gezwungen, eigenständig mit den Herausforderungen des Transformationsprozesses umzugehen und Lösungen zu finden, die schließlich in neue Regelstrukturen mündeten: Der Lokalstaat wurde zum institutional entrepreneur.

In den letzten zehn Jahren ist in diesem Zusammenhang auch eine Neuorientierung der Strategien in der Wirtschafts- und Stadtentwicklung in China zu erkennen, die sich zu neuen lokalen Governanceformen entwickeln (Wuttke 2009a): Ein neuer, paternalistischer „Managerialism“ zeichnet sich beispielsweise durch das Verfolgen neuer Ziele aus, die neben die typische investitionsorientierte Wachstumspolitik der vergangenen Jahrzehnte treten. Berücksichtigt werden allmählich auch die Bedürfnisse der ansässigen Bevölkerung sowie ökologische Belange. Institutionelle Innovationen in der Stadtplanung helfen, diese Ziele in einer integrierten Stadt- und Wirtschaftsentwicklung umzusetzen. An die Stelle des unkoordinierten organischen Wirtschafts- und Städtewachstums der frühen Reform- und Öffnungspolitik treten etwa seit der Jahrtausendwende durchgeplante Entwicklungsachsen und -pole. Die dezentrale Anwerbung von flächen-, ressourcen- und arbeitsintensivem und exportorientiertem Gewerbe wird allmählich abgelöst durch gesamtstädtische Strategien für einen dringend notwendigen Strukturwandel der Region hin zu höherwertigeren, technologieintensiveren und auch die Umwelt weniger belastenden Produktionsformen sowie zu einer Stärkung der Binnennachfrage.

Diese Entwicklungen, die schließlich in eine neue Form der Planung, das Concept Planning, mündeten, werden im Folgenden am Beispiel Guangzhous diskutiert.

4.2 Guangzhou: Stadtentwicklung im Transformationsprozess

Als Provinzhauptstadt ist Guangzhou traditionell das politische und wirtschaftliche Zentrum der Provinz Guangdong. Die Stadt hat eine viele Jahrhunderte alte Tradition als Handelsstandort und war auch in den Jahrhunderten der Selbstisolation Chinas lange Zeit der einzige internationale Handelsposten. In der Zeit des kommunistischen Chinas wurde zudem Schwerindustrie in Guangzhou angesiedelt. Im Rahmen der Reform- und Öffnungs-

politik erhielt die Stadt 1984 den Status einer offenen Küstenstadt, der die Öffnung der Stadt für internationale Investoren erlaubte. Der rasante industrielle Aufschwung im übrigen Perlflossdelta, neben Shenzhen insbesondere von Städten wie Foshan oder Dongguan, verringerten aber zusehends die relative wirtschaftliche Bedeutung Guangzhous in der Provinz. Die Integration Hongkongs und der Aufstieg Shenzhens sorgten für die Verlagerung von Funktionen, die Guangzhou vorher als zentrales logistisches Drehkreuz und Servicecenter für Südchina innehatte. Der Aufstieg Jiang Zemins und Zhu Rongjis, die beide aus Shanghai stammten, in die nationale Führungsebene Anfang der 1990er Jahre sorgte dafür, dass die Region um Shanghai zum neuen Schwerpunkt der nationalen Entwicklungspolitik wurde. Dadurch entstand eine neue überregionale Konkurrenz für das Perlflossdelta im Allgemeinen und Guangzhou als dessen politischem und ökonomischem Zentrum im Besonderen.

Zwar konnte auch in Guangzhou ein beachtliches jährliches Wirtschaftswachstum von jährlich knapp 15 Prozent zwischen 1980 und 1995 erzielt werden (eigene Berechnung nach GZSB 2007). In weiten Teilen der Region wurden aber noch wesentlich größere Wachstumsraten erzielt, in Shenzhen beispielsweise im Schnitt um 36,6 Prozent (!) pro Jahr zwischen 1980 und 1995 (eigene Berechnung nach SSB 2005). Der Anteil Guangzhous an der Wirtschaftsleistung im der Provinz schrumpfte von 43 Prozent im Jahr 1980 auf knapp 24 Prozent im Jahr 1994.

Strukturelle Stadt-interne Probleme verschärften die Bedrohung der Stellung Guangzhous als wirtschaftliches und politisches Zentrum der Provinz zusätzlich. Die Verwaltungen und Regierungen der einzelnen Distrikte, Kreise und Wirtschaftszonen in Guangzhou standen aufgrund der extremen Dezentralisierung zunehmend in gegenseitiger Konkurrenz um Wirtschaftswachstum und in der Anwerbung von Investitionen. Zahlreiche und nicht koordinierte Einzelprojekte zur Wirtschaftsentwicklung sorgten in ihrer Gesamtheit für eine chaotische Entwicklung der Raumstruktur, die selbst die Regierungs- und Verwaltungsspitze Guangzhous nicht zu steuern vermochte. Die extreme Dezentralisierung ökonomischer Kompetenzen und Zuständigkeiten sorgten für unkoordiniertes Wachstum, das sich einerseits im Stadtkern konzentrierte und die dortige mangelhafte Infrastruktur überforderte und andererseits für rasantes Wachstum am Stadtrand durch industrielle Suburbanisierung sorgte. Die Stadtplanung, die eigentlich für die Kontrolle und Koordination der Stadtentwicklung zuständig war, erwies sich immer deutlicher als wirkungslos. Selbst die Infrastrukturplanung mit den Nachbarkreisen, die formal der Stadtregierung Guangzhous unterstanden, war weitestgehend wirkungslos und von Konflikten geprägt (Chan/Hu 2004).

Das bauliche und industrielle Erbe der Stadt, geprägt durch die Strukturen der Arbeitseinheiten (danwei) aus der Mao-Ära, erwies sich außerdem zunehmend als Entwicklungshemmnis. Die starke bauliche Verdichtung rund um den Stadtkern und das ungeplante aber rasante Wachstum an den Rändern führten zu massiven Problemen für die weitere Entwicklung. Organisches, weitgehend ungeplantes Wachstum und eine überforderte Infrastruktur

verschärften urbane Probleme wie Verkehrsstaus, Umweltverschmutzung oder wachsende Kriminalität und trugen dazu bei, Guangzhou als Wirtschaftsstandort im Vergleich mit Shenzhen und den hochdynamischen Kreisen im Perflussdelta weniger attraktiv zu machen. Bürokratische Hürden trugen zusätzlich zur relativ schlechten Performanz Guangzhous bei. Für den kostenintensiven Umbau dieser Strukturen und den Aufbau neuer Infrastruktur konnte aufgrund der besonderen Einnahmen- und Ausgabenverteilung zwischen den Regierungsebenen in der VR China nicht länger auf nationale Ressourcen zurückgegriffen werden, sondern es mussten eigenständig Mittel hierfür erwirtschaftet werden.³ Die Staatsunternehmen unterlagen weiter der sozialistischen zentralstaatlichen Wirtschaftsplanung.

Die Gesamtentwicklung Guangzhous von etwa 1984 bis Mitte der 1990er Jahre verlief weitgehend ohne planerische Orientierung und Lenkung. So wurde der 15. Masterplan für Guangzhou, der erste Masterplan nach Beginn der Reform- und Öffnungspolitik, erst 1991 in Kraft gesetzt. Guangzhou wird darin definiert als „a central city in South China, and one of the economic and cultural centers of the nation“ (Wang et al. 2001, 7). Der Plan war ausgelegt für eine Bevölkerung von 4,6 Millionen im Jahr 2010. Schon im Jahr 2000 aber betrug die tatsächliche Bevölkerung der Stadt inklusive der Arbeitsmigranten bereits 10 Millionen Einwohner. Wie schnell die reale Entwicklung die Stadtplanung überholte, zeigt sich auch darin, dass der 15. Masterplan schon 1993, also schon zwei Jahre nach seinem Inkrafttreten, revidiert werden musste.

Im Spannungsfeld zwischen „development control“ und „development pressure“ (Xu/Ng 1998, 45ff.) hatte die Stadtplanung nicht ausreichend politische Macht und Ressourcen, um die koordinierende und kontrollierende Funktion der Planung auszufüllen. Aus der weitgehend spontanen und unkontrollierten Entwicklung sollte allerdings kein Mangel an staatlicher Einmischung in die Entwicklung Guangzhous abgeleitet werden. Wachstum und Entwicklung waren natürlich gewollte Resultate der dezentralisierten Wachstumspolitik, die Raum für die Wachstumsagenden verschiedener Behörden in den Stadt- und Distriktverwaltungen schaffte.

Es fehlte aber selbst Ende der 1990er Jahre noch an einer stadtweiten Strategieformulierung und an einer Koordination der dezentralen Projekte und Initiativen, die die chaotisch anmutende Entwicklung in eine geordnetere räumliche Struktur kanalisieren und den rasanten Flächenverbrauch eindämmen könnte. Das Planungsbüro der Stadt, das Guangzhou Municipal Planning Bureau, aber konnte zu einer solchen Strategieformulierung (noch) nicht beitragen, da der Behörde sowohl das erforderliche Know-how als auch ein geeignetes Instrumentarium fehlten. Die begrenzte Macht der Planungsbehörde zeigt sich auch darin, dass selbst illegale Landnutzungen von ihr nicht verhindert werden konnten (für eine anschauliche Fallstudie: Ng/Xu 2000).

Stadtregierung und Stadtplanung waren schlicht ratlos, wie der alte Status Guangzhous als politisches und ökonomisches Zentrum Südchinas wieder hergestellt bzw. zumindest die Wettbewerbsfähigkeit Guangzhous entscheidend verbessert werden könne. Das rigide,

aber wirkungslose Planungssystem und ein hoch fragmentiertes Regierungssystem verfügten nicht über geeignete Mechanismen, um mit den Anforderungen einer komplexer werdenden gesellschaftlichen Umwelt gerecht und mit der rasanten wirtschaftlichen Entwicklung Schritt halten zu können.

4.3 Die Planungsinnovation „Concept Planning“: Neue Form und neue Ziele in der chinesischen Stadtplanung

Ein Gelegenheitsfenster öffnete sich im Zuge einer Gebietsreform im Jahr 2000: Die Eingemeindung der Nachbarkreise Huadu im Norden und Panyu im Süden vergrößerte das Territorium der Stadt erheblich. Diese führten, obwohl formal Guangzhou untergeordnet, ihre Stadt- und Infrastrukturentwicklungen bis dato *de facto* eigenständig und unabhängig durch. Ein über Jahre ausgehandelter und gerade genehmigter neuer Masterplan musste daher schon im Juni desselben Jahres wieder revidiert und eine neue Planung für das jetzt erheblich vergrößerte Stadtgebiet aufgelegt werden.

Aufgrund der Unzulänglichkeiten der traditionellen Masterplanung, deren Neuauflage angesichts der Dringlichkeit einer neuen Planung für das erheblich erweiterte Stadtgebiet überdies zu zeitaufwendig gewesen wäre, entschloss sich das Guangzhou Municipal Planning Bureau im Sommer 2000, externe Planungsinstitute zu konsultieren, um mit deren Hilfe neue Strategien für die zukünftige Stadtentwicklung zu formulieren. Dabei handelte es sich um die China Academy of Urban Planning and Design, das Urban Planning and Design Institute of Qinghua University, das Architecture and Urban Planning Institute of Tongji University, das Urban and Regional Research Centre of Sun Yat-sen University und das Guangzhou Urban Planning & Design Survey Research Institute (Wang et al. 2001, 5). Mittels Ausschreibung und ohne die sonst üblichen strikten inhaltlichen und methodischen Vorgaben und formalen Restriktionen der Masterplanung wurden diese Institute beauftragt, eine gesamtstädtische Vision und Strategieplanung für das Guangzhou des 21. Jahrhunderts zu entwickeln. Die Ende 2000 vorgestellten Ergebnisse markierten die Geburt der strategischen Planung mit Hilfe des sogenannten Concept Plans.

Das Concept Planning aus Guangzhou ist ein lediglich semiformales Dokument ohne jede rechtliche Grundlage. Es beruht auf wissenschaftlicher Expertise bekannter Planungs- und Wissenschaftsorganisationen und erhält seine Wirkungsmacht allein auf der Grundlage der mit einem Leitbild verbundenen Vision und vorgeblicher Wissenschaftlichkeit. Obwohl das Concept Planning *de jure* ohne Bedeutung ist, erweist es sich als wesentlich bedeutungsvoller und steuerungsmächtiger für die Gestaltung der Stadtentwicklung als es das formaljuristische, eigentlich gültige System der Stadtplanung jemals war. Gerade weil es nicht an eine gesetzliche Grundlage gebunden ist, die allein die Nationalregierung formulieren kann, findet es zudem inzwischen in nahezu allen größeren Städten Chinas Anwendung.

Der Concept Plan Guangzhous sieht Entwicklung von einer monozentrischen zu einer polyzentrischen Struktur der Metropole mit mehreren neuen Wachstumsachsen und Sub-

zentren vor. Während die Masterplanung die regionale Entwicklung jenseits der administrativen Stadtgrenzen nicht berücksichtigte, wird Guangzhou im Concept Plan explizit als Zentrum des Perlflossdeltas an der Nordspitze des Entwicklungsdreiecks Guangzhou, Shenzhen/Hongkong und Zhuhai/Macao gesehen. Darüber hinaus sieht der Plan die räumliche Koordination und Integration mit der benachbarten Präfektur Foshan vor.

Unter der Überschrift „Expansion im Süden, Optimierung im Norden, Fortschritt im Osten und Verbindung im Westen“ wurden neue Entwicklungsachsen im vergrößerten Stadtgebiet definiert (Li et al. 2004, Wang et al. 2001). Die „Expansion im Süden“ beinhaltet vor allem die Errichtung einer neuen Südachse mit der Erschließung der neu gewonnenen Stadtfläche in Panyu. Rund um den im Bau befindlichen Tiefwasserhafen an der Südspitze Panyus bildet die Nansha Economic and Technological Development Zone ein neues industrielles Zentrum mit Schwerpunkt auf der Entwicklung von Schwer- und chemischer Industrie. „Optimierung im Norden“ betont die Notwendigkeit des Schutzes der dortigen Trinkwasserreserven, sieht die Weiterentwicklung eines Wachstumszentrums um den neuen internationalen Baiyun Flughafen sowie verbesserte Infrastruktur vor. „Fortschritt im Osten“ bedeutet die Bestätigung des Status der dortigen Wirtschaftszone, dem Guangzhou Development District, als Hauptwachstumszentrum der Metropole. Gefördert werden sollen hier insbesondere die Ansiedlung von Hochtechnologie und die Entwicklung wissensbasierter Industrien. „Verbindung im Westen“ beschreibt schließlich die räumliche und funktionale Integration der Stadtgebiete Foshans und Guangzhou (GuangFo). Die Schwerindustrie entlang der Waterfront im (ehemaligen) Fangcun-Distrikt am Stadtrand soll in das weniger entwickelte Hinterland Guangdongs verlagert, die alten industriellen Baustrukturen und Warenhäuser in Wohn- und Freizeitgebiete umgewandelt und funktional an den innerstädtischen Liwan-Distrikt angeschlossen werden. An Stelle des üblichen Abrisses und Neubaus wird hier auch erstmals die Architektur des industriellen Erbes erhalten.

Der Concept Plan entstand zunächst aus einer gewissen Ratlosigkeit und Handlungsunfähigkeit des Lokalstaates angesichts des relativen Bedeutungsverlusts Guangzhous sowie der Dysfunktionalität der Masterplanung im Transformationskontext. Die Masterplanung berücksichtigte regionale und nationale Kontexte und Entwicklungen nicht, während der Concept Plan verstärkt auf regionale Integration setzt und gleichzeitig strategisch die relative Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern sucht. Der Concept Plan ersetzte de facto die Masterplanung – nicht nur in den neuen eingemeindeten Distrikten, für die noch keine Planungsvorgaben vorlagen.

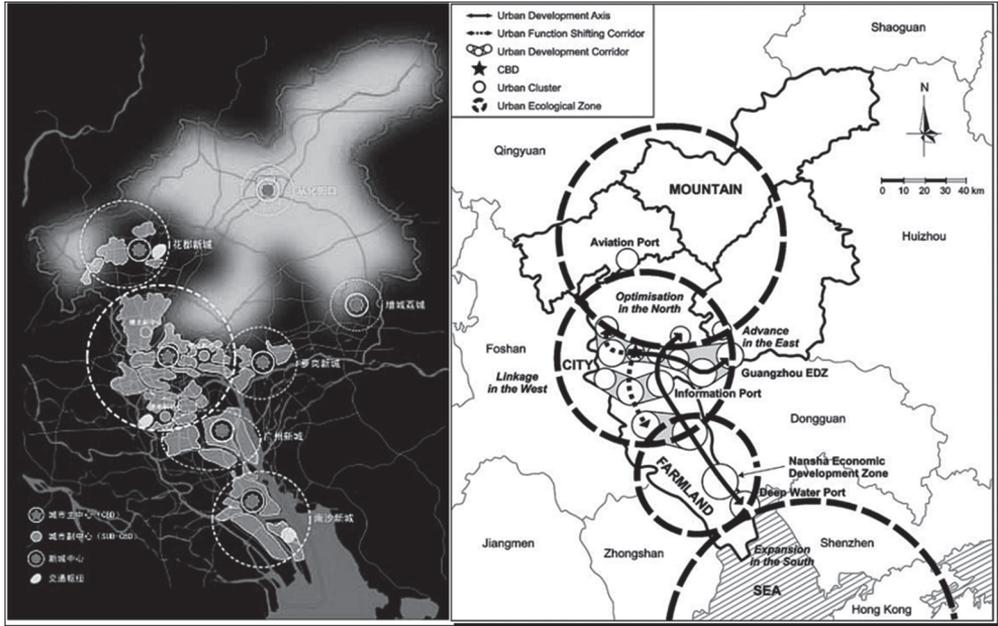
Die Konsultation externer Institute steht auch für eine neue Qualität durch die Beteiligung Dritter und neue Ansprüche an eine Professionalisierung der Stadtplanung. Signalisiert werden soll eine politische Unabhängigkeit der Planung durch die Beteiligung externer Experten sowie eine besondere wissenschaftliche Fundierung. Dadurch wird dem Concept Plan eine besondere Legitimation zuteil.

Wu merkt hierzu kritisch an, dass die in China inzwischen verbreitete Praxis der Concept Planung und der diesen zugrunde liegenden Zukunftsvisionen dennoch eher eine

Kopfgeburt der beteiligten Planer, Akademiker und Experten sei, der es auch aufgrund der in der Regel sehr kurzen Planungszeiten an wissenschaftlicher Fundierung mangle:

„Ironically, while the plans are produced in a very subjective way, the design institutes tend to resort to a scientific approach to justify the new concept. For example, theories

Abbildung 1: Der Konzept Plan für Guangzhou



Quellen: Guangzhou Urban Planning Bureau (links); Xu/Yeh 2003, 371 (rechts)

from western textbooks are borrowed and often included in the report as an inserted text box, with the hope of lending scientific credibility“ (Wu 2007, 387).

Gemeinwohlorientierung oder direkte politisch-praktische Umsetzbarkeit stehen zudem hinter der Diskussion um Zukunftsvisionen und der Entwicklung strategischer Ziele zurück. Viele Planungsprobleme bleiben aber erhalten: Kontrolle und Begrenzung des Stadtwachstums sind zum Beispiel nicht Bestandteil der strategischen Planung. Der Landverbrauch geht in unverminderter Geschwindigkeit weiter und hat insbesondere in den neuen Stadtgebieten in Nansha und Panyu aufgrund der Erschließung bislang wenig genutzter Flächen sogar zugenommen. Distriktregierungen unterwerfen sich weiterhin nicht

vollständig den Planungsvorgaben der Stadtregierung, und der Wettbewerb um Investitionen und Wirtschaftsentwicklung bestimmt vorrangig die tatsächliche Entwicklung jenseits der neuen Wachstumsachsen.

Erreicht wurde aber eine neue Flexibilität sowie eine stärkere Strategiefähigkeit mit Blick auf zukünftige Entwicklungen. Vor allem aber rückt mit dem Concept Plan die Stadtplanung aus dem Abseits ins Zentrum städtischer Entwicklungspolitik. Der Concept Plan ist bislang zwar formal nicht in das nationale Planungswesen integriert worden und weist keinerlei rechtliche Bindung auf. Der Glanz der Vision, die sich im semi-formalen Concept Plan ausdrückt, hat aber massive Auswirkungen auf die formal gültige Masterplanung.

Strategien der ökonomischen Restrukturierung und der Stadterneuerung bis hin zum Umbau ganzer Stadtteile bekommen eine neue Legitimation, die die Aufnahme großformatiger Planungsvorhaben in die Masterplanung, deren Rechtfertigung gegenüber der restriktiven nationalstaatlichen Genehmigungsbehörde sowie die Planumsetzung deutlich erleichtern. Der Concept Plan dient einer neuen Ausrichtung der räumlichen Entwicklungspolitik, die angesichts zunehmender Städtekonkurrenz auf eine Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit setzt. Dafür soll eine neu konstruierte und funktional gegliederte Stadtstruktur die organisch gewachsene ersetzen. Neue Großprojekte werden durch den Concept Plan zusätzlich legitimiert. Die Umsetzung von Großprojekten ermöglicht es wiederum der politischen Elite, schnell vorzeigbare Ergebnisse in einer oft kurzen Amtszeit zu liefern und sich dadurch für zukünftige höhere Aufgaben zu qualifizieren.

An die Stelle der weitgehend ungeplanten dezentralen Wirtschafts- und Stadtentwicklung der früheren Transformationsphase treten heute Standortmarketing, Imagepolitik und eine strategische Ausrichtung einer stärker koordinierten, gesamtstädtischen Entwicklungspolitik. An die Stelle langfristiger und detaillierter, aber in der Praxis oft umgangener und damit unwirksamer Festlegungen in der Masterplanung treten mit der Concept Planung strategische Ziele. Diese lassen Spielräume in der konkreten Umsetzung und erlauben flexible Anpassungen an unvorhergesehene Entwicklungen. Damit verbunden sind auch eine Restrukturierung der vorhandenen Wirtschaftsstruktur sowie eine Aufwertung der Infrastruktur mit möglichst optimalen Bedingungen für internationale Investoren in Guangzhou. Der Concept Plan ist somit sowohl ein wichtiges Instrument als auch Ausdruck einer neuen, unternehmerischen Stadtpolitik in China. Form, Funktion und Zielsetzung der Stadtplanung haben sich mit der Concept Planung grundlegend verändert

5 Zusammenfassung und Fazit

Das Stadtplanungssystem des City Planning Act von 1989 entstammte in seinem Ursprung noch dem hierarchischen, rigiden und unflexiblen System der kommunistischen Planwirtschaft. Es stand daher im Widerspruch zu dem neuen Wachstumsimperativ der sozialistischen Marktwirtschaft und den damit verbundenen, extrem dezentralisierten und so letztlich kaum koordinierbaren oder gar kontrollierbaren Projekten der Wirtschafts-

entwicklung. Insbesondere die vorgesehene Begrenzung des Städtewachstums in der (nationalen) Planungsgesetzgebung musste daher an der Dynamik des Wirtschaftswachstums und der innerchinesischen Arbeitsmigration scheitern. Die Stadtplanung war nicht in der Lage, ihre Gestaltungs-, Orientierungs- und Kontrollfunktion wahrzunehmen. Führende Politiker des Lokalstaates, deren Beurteilung durch übergeordnete Ebenen des Parteistaates vornehmlich von ökonomischen Wachstumsraten und vorzeigbaren Prestigeprojekten abhing, tendierten dazu, Planungsvorgaben zu ignorieren, soweit sie sich nicht für ihre Wachstumsagenda instrumentalieren ließen.

Da die starke Dezentralisierung mit einem erheblichen Steuerungsverlust und Koordinationsproblemen einherging, ist mit neueren Strategien der Stadtentwicklungspolitik häufig eine dezentrale Rezentralisierung verbunden. Diese umfasst sowohl die bereits erwähnten Eingemeindungen als auch die Konzentration von Entscheidungskompetenzen auf der Ebene der Stadtregierungen. Auch die Stadtplanung erfährt dabei ein neues, deutlich stärkeres Gewicht in den Aushandlungsprozessen der Stadtentwicklung und -politik. Die konkrete Ausgestaltung institutioneller Innovationen, also hier vor allem neuer Planungsformen, unterscheidet sich dabei von Stadt zu Stadt – auch wenn erfolgreiche Modelle, wenn möglich, von anderen Stadtregierungen übernommen werden. Insofern ist auch die Stadtplanung ein Beispiel für die geographisch-territoriale Differenzierung institutionellen Wandels im chinesischen Transformationsprozess.

Das unkoordinierte Wachstum durch dezentrale Entwicklungsprojekte führte u.a. zu einer überlasteten Infrastruktur und starken Umweltbelastungen und wurde schließlich zu einem strukturellen Problem für die weitere Wirtschaftsentwicklung. Der relative ökonomische und politische Bedeutungsverlust und der sich verschärfende regionale und überregionale Städtewettbewerb erforderte zudem neue Strategien der Stadt- und Wirtschaftsentwicklung mit dem Ziel der Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit und in Guangzhou auch der Repositionierung der Provinzhauptstadt als südchinesisches Zentrum mit internationaler Bedeutung. Veränderungen an der formalen Institution der Stadtplanung nach dem City Planning Act von 1989 liegen jenseits der direkten Einflussmöglichkeiten der politischen Elite Guangzhous und des Guangzhou Urban Planning Bureaus. Als durch die Eingemeindung der Kreisstädte Panyu und Huadu im Jahr 2000 der gerade erst verabschiedete Masterplan obsolet wurde, eröffnete sich jedoch ein Gelegenheitsfenster, das zur lokalen Anpassung an die veränderten Kontextbedingungen führte.

Die Ergänzung des Stadtplanungsregimes um den informellen Concept Plan erlaubte die Umgehung des formalgesetzlich vorgeschriebenen Rahmens. Diese informelle, ergänzende Ebene der Stadtplanung wiederum verleiht der Planung aber durch scheinbare wissenschaftliche Fundierung eine besondere Legitimation und durch seine Leitbildfunktion eine Dynamik und Strahlkraft, die dem formaljuristisch eigentlich bedeutungslosen Dokument am Ende einen semi-formalen Status eines quasi-Masterplans verlieh. Der Concept Plan ist daher geeignet, eine Zielrichtung für die Stadtentwicklung zu formulieren und auch großformatige Planungsprojekte zu legitimieren und schließlich durchzusetzen. Zudem er-

laubt die Orientierung an einem Leitbild eine größere Flexibilität in der Umsetzung. Während die formale Stadtplanung konkrete Raumnutzungen bis ins Detail vorschreibt und festlegt, können diese beim Concept Planning, das übergeordnete Strategien formuliert, auch im Verlauf der Planimplementation noch verändert und so an neue Entwicklungen auch relativ kurzfristig angepasst werden.

Das Concept Planning steht somit für einen radikalen Wandel in der Ausprägung des Systems der Stadtplanung und dessen tatsächlicher Bedeutung für die Stadt- und Wirtschaftsentwicklung vor Ort – und das, obwohl der formaljuristische Rahmen unverändert bestehen blieb und nur durch informelle Dokumente ergänzt wurde. Gerade durch diesen informellen Status des Concept Planning konnte es aber, ohne schwierige und langwierige Aushandlungsprozesse für Änderungen des formalen Rahmens, der Stadtplanung leicht von anderen Städten übernommen werden. Heute ist es in nahezu allen größeren Städten Chinas verbreitet und hat so Stellenwert, Funktion und Charakter der Stadtplanung in China fundamental verändert.

Durch das Concept Planning rückt die Stadtplanung vom Rande zurück ins Zentrum der Politik der Stadt- und Wirtschaftsentwicklung. Das Concept Planning bedeutet in seiner Konsequenz eine funktionale Neuorientierung und Re-Interpretation der Stadtplanung von „development control“ und Angebotsplanung hin zu einer stärker ausgeprägten Orientierungs- und Gestaltungsfunktion. Gleichzeitig erlaubt das Concept Planning durch sogenannte strategische Planungselemente größere Freiheiten bei der konkreten Umsetzung von Planungsvorgaben für die jeweilige Nutzungsform von Flächen – eine Flexibilität, die das rigide System von Master- und Detailplanung bislang nicht zulässt. Diese neuen Funktionen entsprechen der allgemeinen Handlungslogik einer unternehmerischen Stadt und tragen auch den hochdynamischen Entwicklungen der urbanen Wirtschaftsstruktur unter marktwirtschaftlichen Bedingungen Rechnung. Im Wettbewerb mit exterritorialen Konkurrenten zielt die Intervention des Lokalstaates unter Zuhilfenahme neuer und „innovativer“ Instrumente auch in der Stadtplanung auf eine Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit sowie Imagegewinne durch Placemaking ab.

Anmerkungen

- 1 Für eine ausführliche Darstellung des chinesischen Stadtplanungssystems siehe auch Yeh/Wu 1999, für eine kritische Diskussion des City Planning Acts von 1989 siehe Ng/Wu 1995.
- 2 Der City Planning Act wurde 2007 erneut reformiert; wissenschaftliche Literatur zu Inhalten und Auswirkungen dieser Reform liegen aber noch nicht vor. Für eine englischsprachige Version des Gesetzestextes siehe <http://faolex.fao.org/docs/texts/chn83266.doc> (letzter Zugriff: 14.08.2012).
- 3 Zum fiskalischen Regime der VR China im Transformationsprozess siehe auch Naughton (2007, Kap. 18), Wong (1992) und Wu (2005, Kap. 7).

Literatur

- Bruton, Michael J./et al. 2005: Shenzhen: Coping with Uncertainties in planning. In: Habitat International 2, 227-243.
- Chan, Roger C. K./Hu, Yan 2004: Urban Governance: A Theoretical Review and an Empirical Study. In: Asian Geographer 1-2, 5-17.
- Feiner, Jaque/et al. 2001: Meeting the Challenge of Future Urbanization. Risks and Opportunities for Future Urban Planning in the People's Republic of China. In: DISP 145, 10-18.
- GZSB (Guangzhou Statistical Bureau) 2007: Guangzhou Statistical Yearbook. Beijing.
- Leaf, Michael/Hou, Li 2006: The „Third Spring“ of Urban Planning in China: The Resurrection of Professional Planning in the Post-Mao Era. In: China Information 3, 553-585.
- Leman, Edward 2003: Can the Pearl River Delta Region still Compete? In: The China Business Review May-June, 6-17.
- Li, Zhen/et al. 2004: Guang Zhou Cheng Shi Fa Zhan Yu Gui Hua (City Development and Urban Planning in Guangzhou). In: Planners 20, 71-73.
- Naughton, Barry 2007: The Chinese Economy : Transitions and Growth. Cambridge.
- NBSC 2009: China Statistical Yearbook 2009. Beijing.
- Ng, Mee Kam 2008: Urban System Planning in China: The Case of the Pearl River Delta. New York: United Nations Expert Group Meeting on Population Distribution, Urbanization , Internal Migration and Development.
- Ng, Mee Kam/Tang, Wing.-Shing 2002: Urban regeneration with Chinese characteristics: a case study of the Shangbu Industrial District, Shenzhen, China. In: Journal of East Asian Studies 1, 29-54.
- Ng, Mee Kam/Wu, Fulong 1995: A Critique of the 1989 City Planning Act of The People's Republic of China. A Western Perspective. In: Third World Planning Review 3, 279-293.
- Ng, Mee Kam/Xu, Jiang 2000: Development Control in Post-Reform China: the Case of Liuhua Lake Park, Guangzhou. In: Cities 6, 409-418.
- Schröder, Friederike/Waibel, Michael 2010: Urban Governance of Economic Upgrading Processes in China: The Case of Guangzhou Science City. In: *Internationales Asienforum (International Quarterly for Asian Studies)* 1-2, 57-82.
- Shen, Xiaofang/Xu, Songming 2012: China: Shenzhen Special Economic Zone as a Policy Reform Incubator for Urban Land Markt Development. In: Shen, Xiaofang/Sun, Xiaolun: Untying the Land Knot. Making Equitable, Efficient, and Sustainable Use of Industrial and Commercial Land. Washington, 87-103.
- Shirk, Susan. L. 1993: The Political Logic of Economic Reform in China. Berkeley & Los Angeles.
- SSB (Shenzhen Statistical Bureau) 2005: Shenzhen Statistical Yearbook. Beijing.

- Wang, Jian-hua 2003: Xingzhengquhua tiaozheng yu chengshikongjian de kuayuefazhan (Adjustment of Administrative Demarcation and the Development of City Space). In: Planners 8.
- Wang, Meng-hui/et al. 2001: Guangzhou cheng shi zong ti fa zhan gai nian gui hua de tan suo yu shi jian (The Practice of Concept Planning for the City of Guangzhou). In: Focus Report 3, 5-10.
- Wei, Yehua D. 2005: Planning Chinese Cities: The Limits of Transitional Institutions. In: Urban Geography 3, 200-221.
- Wong, Christine. P. W. 1992: Fiscal Reform and Local Industrialization. The Problematic Sequencing of Reform in Post-Mao China. In: Modern China 2, 197-226.
- Wong, K. K./Zhao, X. B. 1999: The Influence of Buraucratic Behavior on Land Apportionment in China: the Informal Process. In: Environment and Planning C: Government and Policy 1, 113-126.
- Wu, Fulong 2007: Re-orientation of the City Plan: Strategic Planning and Design Competition in China. In: Geoforum 2, 379-392.
- Wu, Jinglian.2005: Understanding and Interpreting Chinese Economic Reform. Singapore.
- Wuttke, Christian 2009a: Urban Governance in der Volksrepublik China. In: *Geographische Zeitschrift* 2+3, 130-150.
- Wuttke, Christian 2009b: The Global Financial Crisis and the „Factory of the World“. China's Pearl River Delta under Pressure. In: *Geographische Rundschau International* Edition 3, 32-38.
- Wuttke, Christian 2012: Die chinesische Stadt im Transformationsprozess. Governanceformen und Mechanismen institutionellen Wandels am Beispiel des Perlflussdeltas. Berlin.
- Wuttke, Christian/et al. 2010: Contemporary Planning Issues in a Pioneering City: The Governance of Urban Redevelopment in Shenzhen, China. In: *Pacific News* 33, 9-12.
- Wuttke, Christian/Waibel, Michael 2008: The Evolution of Local State Capacity and Institutional Change in East Asian Megaurban Regions: The Case of the Pearl River Delta, China. In: *CEU Political Science Journal* 2, 230-251.
- Xia, Zhou 2005: Xingzheng quhua tiaozheng yu guihua guanli tizhi wanshan (Adjustment of Administrative Division and Perfection Of Planning Management System - With Foshan as an Example). In: Planners 7, 80-82.
- Xu, Jiang 1999: Development Concepts and Land Use Planning Mechanisms in China: A Case Study of Guangzhou. University of Hong Kong, Hong Kong.
- Xu, Jiang 2001: The Changing Role of Land Use Planning in the Land Development Process in Chinese Cities: the Case of Guangzhou. In: *Third World Planning Review* 3, 229-248.
- Xu, Jiang/Ng, Mee Kam 1998: Socialist Urban Planning in Transition. The Case of Guangzhou, China. In: *Third World Planning Review* 1, 35-51.
- Xu, Jiang/Yeh, Anthony Gar-on 2003: Guangzhou: City Profile. In: *Cities* 5, 361-374.

- Yeh, Anthony Gar-on/et al. (Hg.). 2002: Building a Competitive Pearl River Delta Region: Cooperation, Coordination, and Planning. Hong Kong.
- Yeh, Anthony Gar-on/Wu, Fulong 1999: The Transformation of the Urban Planning System in China from a Centrally-Planned to Transitional Economy. In: *Progress in Planning*, 3, 167-252.
- Zhang, Jingxian/Wu, Fulong 2006: China's Changing Economic Governance: Administrative Annexation and the Reorganization of Local Governments in the Yangtze River Delta. In: *Regional Studies* 1, 3-21.
- Zhang, Tingwei 2002: Challenges Facing Chinese Planners in Transitional China. In: *Journal of Planning Education and Research* 1, 64-76.

Susanne Stein ■

Von Schwarzen Stürmen und Gelben Drachen. Sand- und Staubstürme in der Volksrepublik China zwischen Experten-diskurs und Alltagswissen, 1979-2011

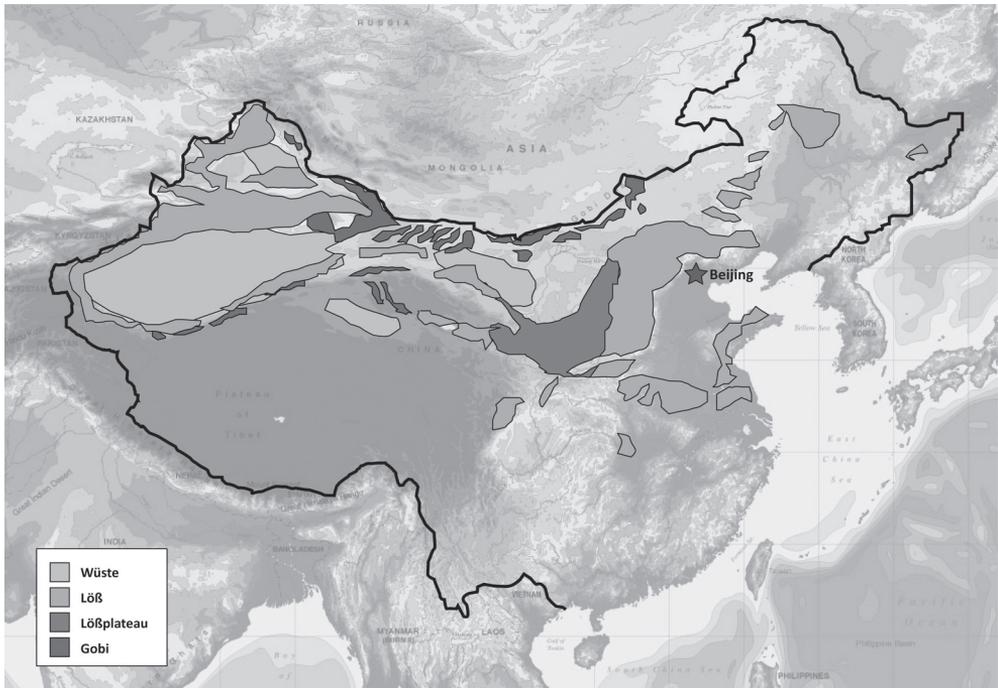
1 Einleitung

Bis in die jüngste Zeit hinein war das Interesse des Auslands an der „aufstrebenden Wirtschaftsmacht“ China zumeist auf einen sehr begrenzten räumlichen Ausschnitt des Landes gerichtet. Die „visuellen Geographien“ (Miggelbrink 2009) des chinesischen Wirtschaftsbooms klammerten weite Teile des Territoriums der Volksrepublik China (VR China) vollständig aus. Ausgeblendet wurden dabei unter anderem die Nordwestgebiete der Volksrepublik. Dies hat sich jedoch im Zuge von staatlichen Strukturprogrammen, ethnisch-religiösen Konflikten, grenzüberschreitenden Umweltproblemen und nicht zuletzt durch das Inkrafttreten der UN-Wüstenkonvention (1996) innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte schrittweise verändert: Heute sind die zentralasiatischen Landesteile Chinas auch deshalb stärker in das Blickfeld der internationalen Öffentlichkeit gerückt, weil sie zu den vier Gebieten der Erde gezählt werden, in denen Sand- und Staubstürme besonders häufig und heftig auftreten.¹

Das spiegelt sich zum einen in der großen Anzahl von Forschungsprojekten² und wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu Staubstürmen, Wüstenausbreitung und Desertifikation im Kontext aktueller Klimadiskussionen wider (Goudie 2009, Goudie/Middleton 2006, Jiang 2010, Kuchelmeister 2006, Yang et al. 2002). Zum anderen wird inzwischen auch in unseren Publikumsmedien immer wieder über spektakuläre chinesische Sandstürme berichtet (Sandsturm hüllt Peking in Gelben Staub 2010), in Dokumentarfilmen vor der schleichenden „Versteppung und Verwüstung weiter Teile Chinas“ gewarnt (Feichtenberger/Herbst 2008) oder in Reportagen auf den chinesischen „Kampf gegen die Verwüstung“ hingewiesen (Reimers 2012).

In der VR China selbst zieht das Wetterphänomen der Sand- und Staubstürme seit mehr als einem Jahrzehnt eine breite gesellschaftliche Aufmerksamkeit auf sich. Chinesische Nachrichtenmagazine und populärwissenschaftliche Zeitschriften nehmen sich des Themas regelmäßig jedes Frühjahr unter neuen Gesichtspunkten an. Der vorliegende Beitrag zeigt am Beispiel dieses saisonal auftretenden medialen ‘Sandsturmfiebers’ die Dynamik der Popularisierung geographischen Fachwissens im gegenwärtigen China auf.

Abb. 1: Schematische Darstellung der Verteilung von Sandwüsten, Geröllwüsten (Gobi) und Lößgebieten in China (Karte A. Seifert)



Trockengebiete nehmen mehr als ein Drittel der Gesamtfläche des chinesischen Territoriums ein (Abb. 1). Aufgrund der naturräumlichen Bedingungen gehören Staubbelastungen zu den ‘traditionellen’ Umweltproblemen dieser Regionen. Dem dortigen Auftreten von Sand- und Staubstürmen ist als einem typischen Phänomen von Wüsten und wüstennahen Gebieten bis in die 1970er Jahre hinein keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden (Liu 2002, 30). Erst mit der Ausweitung industriegesellschaftlicher Produktions- und Lebensweisen auf die zentralasiatischen Landesteile im Norden und Nordwesten der Volksrepublik wurden Sand- und Staubwetterdynamiken immer stärker als Bedrohung für die vorrückenden Städte und Agrargebiete erfahren (paradigmatisch dazu Li et al. 1979, zur

Entstehungsgeschichte des Zeitungsartikels Huang 2011). Seither sind Sand- und Staubstürme in neuen Wirkungsketten betrachtet und von verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und politischen Akteuren als ‘modernes’ Umweltproblem identifiziert worden (Cheng et al. 2007, 51, Shi et al. 2000, 72, Zhu/Tang 1994, 10). Die Oppositionsbegriffe ‘traditionell’ versus ‘modern’ verweisen bereits auf eine der Kernfragen der Diskussion: Sie sind Platzhalter für die bis heute umstrittene Einordnung der Sturmereignisse als vorwiegend ‘natürliches’ oder anthropogenes Phänomen.

Im Verlauf der 1990er Jahre entwickelten sich Sand- und Staubstürme von einem vornehmlich naturwissenschaftlichen Forschungsgegenstand zu einem der prominenten Themenfelder in Politik und Publizistik der Volksrepublik. Dabei sind verschiedene Aufmerksamkeitskonjunkturen zu beobachten, auf die im Folgenden ausführlicher eingegangen wird (Weingart et al. 2002). Nachzeichnen lassen sich diese Konjunkturverläufe unter anderem an der plötzlich einsetzenden und inflationären Verwendung meteorologischer Fachtermini in der Alltagssprache.

Bis weit in die 1980er Jahre hinein war in der geowissenschaftlichen Literatur der Volksrepublik in der Regel noch sehr allgemein von Sand- und Staubstürmen als *fengsha* („Windsand“) die Rede, die Komposita *shabao* („Sandsturm“) oder *chenbao* („Staubsturm“) sind weitaus seltener zu finden oder werden wenig trennscharf verwendet. Heute ist es dagegen üblich, auf der Basis horizontaler Sichtweiten, Windstärken und Formen des Sedimenttransports drei Kategorien von Staubwetterereignissen zu unterscheiden und hinsichtlich ihrer jeweiligen Charakteristika zu untersuchen. Das Spektrum reicht vom „schwebenden Staub“ (*fuchen*/ „floating dust“) über „wehenden Sand“ (*yangsha*/ „blowing sand“) bis hin zur extremen Form der „Sand- und Staubstürme“ (*shachenbao*/ „dust and sand storm“), die ihrerseits noch einmal nach Intensitäten differenziert werden (Zhongguo qixiangju 2009).³ Diese Klassifikation diffundierte seit dem Jahr 2000 über verschiedene Medien in die Alltagssprache und trat neben die bisher üblichen prosaischen bis poetischen Bezeichnungen für ‘Sandstürme’:

„Binnen kürzester Zeit sind die meteorologischen Fachbegriffe *shachenbao*, *yangsha* und *fuchen* zu Lieblingswörtern der einfachen Bevölkerung geworden [...]. Das geht sogar so weit, daß jedes Frühjahr alle großen Zeitungen und Zeitschriften mit knalligen Schlagzeilen wie ‘Beijing erneut von Sand- und Staubstürmen attackiert’, ‘Der Gelbe Drache hält direkt auf Beijing zu [...]’, [...] ‘Alxa, Dein Name lautet Sand- und Staubsturm’, ‘Sandstürme wüten im großen Nordwesten’ usw. unser Blickfeld genauso attackieren wie der wehende Sand selbst.“ (Liu 2002, 28, s. auch Xiao 2002, 30)

Während einige Autoren den Alarmismus ironisierten, mit dem zur Jahrtausendwende das Phänomen *shachenbao* in China verhandelt wurde, und demgegenüber für sich beanspruchten eine „nüchterne Einschätzung“ und „umfassende“ Darstellung des Themas vorzunehmen (Liu 2002, 28, Wang 2003, 46), betonten andere, dass die Warnungen vor den Gefahren vorrückender Wüsten und häufiger Stürme keineswegs übertrieben seien (Guo et al. 2002, Xiao 2002, 31).

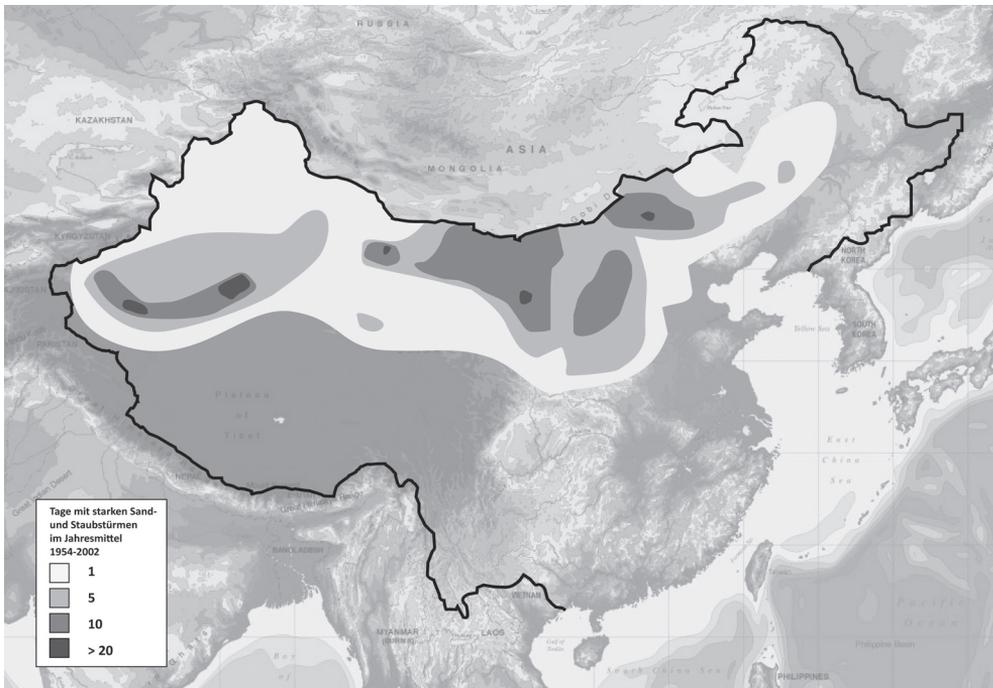
Was aber waren die Auslöser für den offensichtlichen Medienhype um *shachenbao*? In welchen Diskussionszusammenhängen wurden und werden Sand- und Staubstürme in der VR China öffentlich thematisiert? Wie haben chinesische Wissenschaftler das Auftreten der Stürme während der vergangenen drei Jahrzehnte interpretiert, welche staatlichen Gegenmaßnahmen wurden eingeleitet? Und in welcher Hinsicht haben sich innerhalb dieses Zeitraums die Deutungsangebote der Experten und – in Wechselwirkung damit – auch das öffentliche Problembewusstsein verlagert und gewandelt?

2 Erscheinungsformen, Ursprungsgebiete und Verlaufsrouen der Stürme

Bei *shachenbao*, so die Definition in der chinesischen Forschung, handele es sich um ein „katastrophales Wetterereignis mit äußerst großem Schadenspotential“ (*yi zhong weihai jida de zaihaixing tianqi*), das häufig in Wüsten und wüstennahen Gebieten auftrete. *Shachenbao* bezeichnet als Oberbegriff für Sand- und Staubstürme ein Wetterphänomen, bei dem große Mengen „Sand“ (0.6-1 mm Korngröße) und „Staub“ (< 0.6 mm) von der Erdoberfläche durch starke Winde in die Luft gewirbelt werden. Nur die kleinsten Bodenpartikel (< 0.1mm) können durch Suspension in höheren Luftschichten über große Distanzen transportiert werden (Zhang et al. 2002a, Squires 2002, 17f). Sie trüben die Luft so stark, dass die horizontale Sichtweite unter einem Kilometer liegt (Zhang et al. 2002, 9, Zhang et al. 2002a, 48, Shi et al. 2000, 72). Im Falle „besonders starker Stürme“ (*teqiang shachenbao*) beträgt die Sichtweite sogar weniger als 50 Meter. Aufgrund ihres Erscheinungsbilds wurden sie umgangssprachlich als „Schwarzer Wind“ (*heifeng*) umschrieben. Davon ausgehend hat sich auch in der Forschung die Bezeichnung „Schwarzer Sturm“ (*heifengbao*) etabliert (Xu et al. 1979, 27, Zhu/Tang 1994, 10, Liu/Zheng 1996, 5f). Zwar sind besonders starke Stürme in den vergangenen Jahrzehnten vergleichsweise selten aufgetreten (ebd., 6), aber sie haben ein umso größeres Echo zunächst in Wissenschaftskreisen, dann zunehmend auch in der medialen Berichterstattung der VR China hervorgerufen. Eine erste Analyse zu Schwarzen Stürmen wurde im Jahr 1979 in den *Acta Meteorologica Sinica* (Qixiang xuebao) am Beispiel eines „besonders starken Sandsturms“ im April 1977 in der Provinz Gansu veröffentlicht (Xu et al. 1979). Im Folgejahr berichtete eine „Studiengruppe zur Umweltforschung im Tarimgebiet“ ausführlich über ein weiteres extremes Sandsturmereignis im Süden des Autonomen Gebiets Xinjiang und unterstrich damit ihre negative Gesamteinschätzung der dortigen Umweltsituation. Am 9. April 1979 habe ein „tosender Sturm“ bis zu Windstärke 11 Sand und Steine aufgewirbelt. Staub sei weit in den Himmel aufgestiegen, habe sich wie eine hohe schwarze Welle mit großer Geschwindigkeit vorwärts gewälzt und die Umgebung am helllichten Tag in tiefe Dunkelheit gehüllt. Obwohl die Menschen sich in ihren Häusern verbarrikadiert hätten, seien große Mengen von Sand und Staub bis in die Innenräume gedrungen, so dass aufgrund der Staubbelastung der Raumluft selbst die Verrichtung einfachster Tätigkeiten nicht mehr möglich gewesen sei. In Decken gehüllt, das Gesicht mit Tüchern geschützt hätten die Bewohner auf ihren Betten ausharren müssen. Für die Dauer des mehrtägigen Sturms war dem Bericht

zufolge das gesamte Alltags- und Wirtschaftsleben in der Region zum Erliegen gekommen. Aber auch nachdem der Wind sich gelegt hatte, habe das anhaltende Staubwetter die Atmung weiterhin erheblich erschwert. Der Himmel sei noch für mehrere Tage gelblich-schwarz gefärbt gewesen (Xinjiang Talimu huanjing kexue kaochazu 1980, 42).

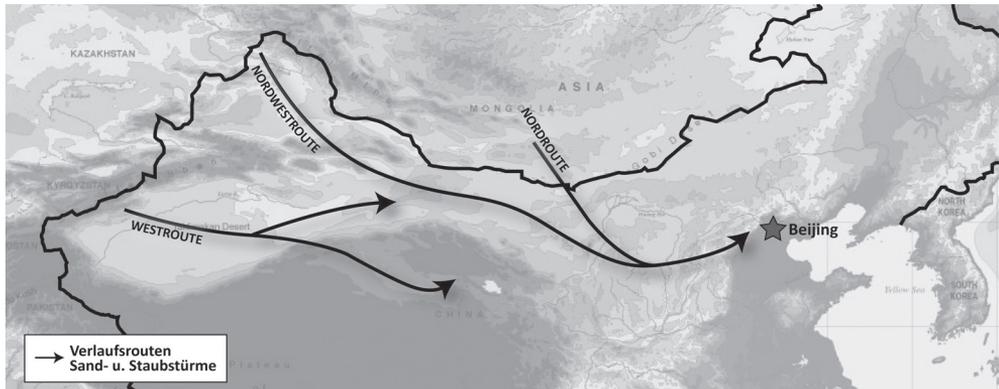
Abb. 2: Räumliche Verteilung starker Sand- und Staubstürme (Karte A. Seifert)



Ähnlich detaillierte Beschreibungen über den Verlauf und die Auswirkungen von Sandstürmen und Staubwetter findet man in dieser Zeit selten. In den geographischen und meteorologischen Fachzeitschriften der VR China, wie dem Journal of Arid Meteorology (Ganhan qixiang), der Zeitschrift Arid Land Geography (Ganhanqu dili) oder dem Journal of Desert Research (Zhongguo shamo), wurde das Thema kaum behandelt. In den wenigen Beiträgen, die überhaupt dazu erschienen, stand nicht das Wetterereignis als Katastrophe im Vordergrund, sondern Fragen seiner Kategorisierung und Erfassung durch den Einsatz neuer technischer Möglichkeiten, insbesondere der Fernerkundung (Wu 1984, He 1992, Zheng/Liu 1992).

Eine systematischere wissenschaftliche Beschäftigung mit Sand- und Staubstürmen setzte in der Volksrepublik erst im Jahr 1993 ein. Innerhalb weniger Monate vervielfachte sich nun die Anzahl der Forschungsbeiträge.⁴ Unmittelbarer Auslöser war ein weiterer

Abb. 3: Haupttrouten der Sand- und Staubstürme in der VR China (Karte A. Seifert)



Schwarzer Sturm, der am 5. Mai des Jahres in Gansu verheerende Schäden anrichtete und insgesamt mehr als 100 Todesopfer forderte (Shi et al. 2000, 76, Yang et al. 2002a, 49). In Reaktion darauf fand im September 1993 das „Erste Nationale Symposium zu Sand- und Staubsturmwetter“ in Lanzhou statt (Yan 1993). Das Symposium habe, so Cheng Xiangkun et al. (2007) rückblickend, eine „neue Ära“ der chinesischen *shachenbao*-Forschung innerhalb der chinesischen Meteorologie eingeläutet. In der Folgezeit ging es zunächst um Ursachenforschung mit dem Ziel, funktionierende Frühwarnsysteme und effektivere Präventionsmaßnahmen entwickeln zu können (im Überblick dazu Fang et al. 1997). Dazu wurden die Entstehungsmechanismen der Stürme und ihre Verlaufsrouen rekonstruiert. Zudem ermöglichte die Untersuchung der chemischen Zusammensetzung der Staubpartikel im Verbund mit Fernerkundungsdaten immer präzisere Angaben zu den unterschiedlichen Ursprungs- und Durchzugsgebieten. Identifiziert wurden im Zuge dessen drei Großregionen, in denen zwischen den 1950er und 2000er Jahren ein gehäuftes Auftreten von starken Sand- und Staubstürmen zu beobachten war (Abb. 2).

Dazu zählen der Hexi-Korridor (Gansu) und das Alxa-Hochplateau (Innere Mongolei) mit der Stadt Minqin als Zentrum, der südliche Teil des Tarimbeckens (Xinjiang) mit der Stadt Hetian als Zentrum, sowie der mittlere Teil der Inneren Mongolei mit der Stadt Zhurihe als Zentrum (Cheng et al. 2007, 52).

Nachgewiesen wurde auch, dass sich die Stürme ausgehend von unterschiedlichen Ursprungsgebieten außer- und innerhalb der Grenzen der VR China auf drei Haupttrouten bewegen (Abb. 3) (Wang et al. 2012, 284). Die Stürme der Nordroute ziehen ausgehend vom Baikalsee oder der Mongolei den zentralen Teil Nordchinas (*Huabei*) in Mitleidenschaft. Die Westroute verläuft vom Pamir nach Südxinjiang, von dort aus weiter ostwärts nach Qinghai, Gansu und in die Innere Mongolei. Die Nordwestroute mit dem Tarimbecken in Südxinjiang oder dem Dsungarischen Becken in Nordxinjiang als Ausgangspunkt verläuft durch Qinghai, Gansu, Ningxia, die Innere Mongolei und Shaanxi.

Die Ergebnisse dieser Analysen gehörten schon bald zum anerkannten Wissenskanon über das Phänomen *shachenbao* und fehlen in keinem der zahlreichen populären Beiträge, die seit Beginn der 2000er Jahre zur Aufklärung der Bevölkerung erschienen sind (Guo et al. 2002, Wang 2003, Ma 2003).

3 Vom Desertifikationsalarm zur Naturkatastrophe

Sehr viel kontroverser sind in Fachkreisen dagegen die Veränderungen in der Häufigkeit des Auftretens von Sand- und Staubstürmen seit den 1950er Jahren diskutiert worden, was Cheng et al. (2007) auf die unterschiedlichen Datengrundlagen der jeweiligen Zeitreihenanalysen zurückführen. So kamen einige Wissenschaftler zu dem Schluss, dass für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in China eine generelle Zunahme der Sturmereignisse zu beobachten sei, während andere das genaue Gegenteil konstatierten oder regional-spezifisch unterschiedliche Trends nachwiesen (Zhongguo qixiangju 2009, 9, Wang et al. 2004, 562-568, Cheng et al. 2007, 52, Wang et al. 2012, 284f).

Trotz stark divergierender Forschungsergebnisse diesbezüglich wurde zu Beginn der 2000er Jahre in Wissenschaft und Öffentlichkeit zunächst mehrheitlich davon ausgegangen, Häufigkeit, Intensität und geographische Reichweite der Sand- und Staubstürme in der Volksrepublik hätten seit den 1990er Jahren deutlich zugenommen (Wang et al. 2002, 30, Xiao 2002, 31). Dies wurde dahingehend gedeutet, dass sich eine Umweltkrise weitaus größeren Ausmaßes anbahne. Das außergewöhnlich häufige Auftreten starker Stürme verweise auf die fortschreitende Schädigung der Umwelt in ganz Nordchina durch „irrationale“ ökonomische Aktivitäten des Menschen, insbesondere durch eine Übernutzung der natürlichen Ressourcen in den ariden und semi-ariden Gebieten des Landes (Shi et al. 2000). Unter Bezugnahme auf die Häufung starker Staubstürme im Frühjahr 2000 wurde in einer UN-Studie aus dem Jahr 2002 sogar „globaler Alarm“ ausgelöst und betont, dass die Stürme sowohl Symptom als auch Ursache für Desertifikationsprozesse seien und im schlimmsten Fall zur Unbewohnbarkeit ganzer Gebiete führen könnten. Der alarmierende Anstieg von Staubsturmereignissen in bestimmten Regionen der Erde sei in erster Linie auf menschliches Handeln zurückzuführen (Yang et al. 2002, vii f).

Dieser Grundtenor erzeugte in der Tagespresse und in vielen populärwissenschaftlichen Periodika der Volksrepublik einen entsprechenden Widerhall. Immer häufiger wurde im Zusammenhang mit dem Auftreten der Stürme das (gestörte) Verhältnis von Mensch und Natur thematisiert: „Die Menschen kommen nicht umhin, in Ruhe darüber nachzudenken: Wie sind wir mit der Natur umgegangen?“ (Guo 2000, 42) Sand- und Staubstürme wurden somit zu Gradmessern der (Un-)Angemessenheit von Landnutzungsmustern und Wirtschaftsweisen. Mit ihnen habe die Natur dem Menschen gleich zu Beginn des neuen Jahrtausends eine „eindrucksvolle Lektion in Sachen Umweltschutz“ erteilt, hieß es (ebd.). Die meisten Autoren beschrieben das vermeintlich „plötzlich“ aufgetretene *shachenbao*-Phänomen als sichtbare Folgeerscheinung der stetig voranschreitenden Desertifikation in

Nordchina: „In den 90er Jahren haben sich die versandeten Flächen jährlich um 2460 Quadratkilometer ausgedehnt. Sand- und Staubstürme sind also ein Desertifikationsalarm [*tudi shamohua de jingbao*] und die gesteigerte Frequenz und Intensität, mit der Sand- und Staubstürme auftreten, lassen die Alarmglocken einer ökologischen Krise schrillen.“ (Guo 2000, 43)

Zu den Auslösern dieser Krise gehörten allen Darstellungen zufolge die „willkürliche“ und „übermäßige“ Erschließung landwirtschaftlicher Nutzflächen in Trockengebieten, die fortschreitende Entwaldung und Überweidung sowie die seit den 1980er Jahren beschleunigten Urbanisierungs- und Industrialisierungsprozesse, die neben der Freisetzung von Stäuben auch eine Verknappung der ohnehin begrenzten Wasserressourcen in Nordchina bewirkten (Lu 2000, Xiao 2002, Guo et al. 2002, Yang et al. 2002, ix, Xi 2010, 12). Zwar verwiesen die wissenschaftlichen und populären Beiträge dieser Zeit immer darauf, dass für die Entstehung von Sand- und Staubstürmen sowohl naturräumlich-klimatische als auch anthropogene Faktoren eine Rolle spielten, aber als dominantes Deutungsmuster setzte sich zunächst die „vom Menschen verursachte Katastrophe“ (*renhuo*) durch (Shi et al. 2000, 71f, Xiao 2002, 31).

Schon Mitte der 2000er Jahre flaute die öffentliche Alarmierung allmählich ab. Die Frühjahrsstürme in Nordchina wurden bis zu einem gewissen Grad (wieder) als saisonale Normalität wahrgenommen. In den geowissenschaftlichen Analysen wurde nun insgesamt stärker auf die Historizität des Phänomens eingegangen. Sand- und Staubstürme seien kein exzeptionelles Ereignis der Gegenwart, so betonten die Wissenschaftler, sondern es habe sie im Norden bzw. Nordwesten des Landes nachweislich von alters her gegeben (Fei et al. 2005). Innerhalb des vorhandenen Deutungsspektrums löst das Konzept der „Natur“-Katastrophe (*ziran zaihai*) menschliche Einflüsse als vorherrschendes Erklärungsmodell ab. Während Forstexperten für weitere Aufforstungs- und Rekultivierungsmaßnahmen zur „vollständigen Kontrolle“ über die Sturmattaken plädierten (Guo 2006), konnten Meteorologen mithilfe von Satellitenbildern sichtbar und glaubhaft machen, dass Sand- und Staubstürme als grenzüberschreitendes (Un-)Wetterphänomen auftreten und aufgrund der spezifischen geophysischen und klimatischen Charakteristika von Trockengebieten vom Menschen niemals vollständig unter Kontrolle gebracht werden würden. Die *shachenbao*-Forschung, so ihr Fazit, sollte sich deshalb auf umwelttechnische Lösungen konzentrieren, mit denen sich die Häufigkeit und Intensität der Sturmereignisse in Nordchina auf ein Minimum reduzieren ließen. Vor allem aber könne das Schadenspotenzial der Stürme für Mensch und Umwelt durch verbesserte meteorologische Vorhersagen, funktionierende Frühwarnsysteme und rechtzeitige Schutzmaßnahmen wesentlich verringert werden (Cheng et al. 2007, 54f).

Diese Argumentation wird in den populärwissenschaftlichen Magazinen zeitnah aufgegriffen und zugespielt. In Fachkreisen sei es längst *common sense*, so ein Beitrag aus dem Jahr 2006, dass *shachenbao* von jeher ein globales Naturphänomen seien und insbesondere für die Trockengebiete subtropischer Breite zum „Alltag“ (*jiachang bianfan*) gehörten.

Deshalb lasse das zeitweilige Ausbleiben oder Auftreten der Sturmereignisse auch keine direkten Rückschlüsse auf den Zustand der Umwelt oder den (Miss-)Erfolg ökologischer Maßnahmen zu (O. Verf. 2006, 19). In diesem Zusammenhang wurden 'Katastrophen' immer häufiger auch „aus einer anderen Perspektive betrachtet“ (Tai 2005) und auf positive Nebeneffekte des Sedimenttransports durch Sand- und Staubstürme hingewiesen (Qiu 2007, 28).

Andere Autoren kamen zu dem Schluss, dass sich die zunächst durchaus berechtigte Alarmierung der Experten erst durch die Medien zu einer regelrechten Panikmache entwickelt habe (Jin 2007, Fang 2008). Für die vergangenen zwei bis drei Jahrzehnte sei in China insgesamt eine deutliche Zunahme im Bereich der Katastrophenberichterstattung zu verzeichnen. Das gelte auch für Berichte über Sand- und Staubstürme. Allerdings seien einige dieser Darstellungen „nicht korrekt“ oder „unvollständig“ gewesen. Sie hätten fälschlicherweise den Eindruck vermittelt, *shachenbao* resultierten als negative Begleiterscheinung aus der chinesischen Reform- und Öffnungspolitik seit 1978 oder aus vorherigen Kampagnen zur Landerschließung und einseitiger landwirtschaftlicher Produktionssteigerung. Zwar hätten bestimmte „unwissenschaftliche“ ökonomische Aktivitäten in den 1970er und 1980er Jahren „bis zu einem gewissen Grad“ tatsächlich das empfindliche ökologische Gleichgewicht in den Trockengebieten Nordwestchinas gestört. Ausschließlich den „wirtschaftlichen Aufbau“ Chinas für das Auftreten von Sandstürmen verantwortlich zu machen, sei dennoch „unwissenschaftlich“, „nicht objektiv“ und – besonders im Falle ausländischer Medien – eine bewusste Irreführung der Öffentlichkeit mit dem Ziel, die wirtschaftlichen Erfolge Chinas zu verunglimpfen. Zudem nehme ein Großteil der Stürme, die über Nordchina ziehen, ihren Ursprung nachweislich außerhalb des Landes (Fang 2008, 12f).

Sand- und Staubstürme, so der neue Grundtenor in der Mehrzahl der populären Darstellungen, seien vor allem eine Natur- bzw. Wetterkatastrophe, deren Entstehung als solche derzeit noch (!) außerhalb des menschlichen Einflussbereichs liege. Menschliches Handeln könne die Folgen von *shachenbao*-Katastrophen jedoch erheblich verstärken – oder effektiv abmildern (Xi 2010, 11f, Xiao 2002, 31).

4 „Grün wird die Landschaft!“ – Bewältigungsstrategien

„Angesichts der leidigen Tatsache, dass die Luft voll von gelbem Sand ist, fragen sich die Menschen unwillkürlich: Warum wird der Sand nach 50 Jahren der Sandbefestigung immer mehr? Warum pflanzen wir jedes Jahr Bäume und sehen keine Bäume?“ (Guo 2000, 42) Nachdem Beijing im April 2000 von mehreren heftigen Sand- und Staubstürmen heimgesucht worden war, schien die gesellschaftliche Akzeptanz des bisherigen Bewältigungshandelns kurzfristig zu schwinden. Schließlich wurde bereits seit dem Gründungsjahrzehnt der Volksrepublik in verschiedenen Kampagnen immer wieder massiv die „Begrünung des Vaterlands“ (*lühua zuguo*) als probates Mittel zur Kontrolle über Sand- und Staubstürme propagiert. Dabei standen Aufforstungsmaßnahmen (*zhishu zaolin*) gegenüber anderen For-

men der (Wieder-)Begrünung und Rekultivierung klar im Vordergrund (O. Verf. 1978, 1). Diese Strategie war und ist allerdings viel weniger (wissenschaftlicher) Konsens als von Seiten der politischen Akteure behauptet. Zudem haben die bisherigen Aufforstungsprogramme der VR China regional zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen geführt und in den Trockengebieten des Landes neue Probleme entstehen lassen (Jiang 2010, 24-27).

Kampagnen zum „ökonomischen Aufbau“ des Neuen China waren stets von umfangreichen umweltplanerischen Überlegungen flankiert. Sie haben wechselweise das ungenutzte wirtschaftliche Potential von Wüsten und semi-ariden Gebieten oder aber die von ihnen ausgehende potentielle Gefahr für die wirtschaftliche Produktivität in anderen Landesteilen hervorgehoben. Schon Ende der 1950er Jahre wurden erste „Sieg[e] über den Sand“ verkündet (Dschang 1958, 5). Mit traditionellen Techniken der Dünenbefestigung, der Anpflanzung von Feldschutzstreifen und breiten Schutzwaldgürteln sollte der Wüste Ackerland abgerungen und sie selbst endgültig hinter ein „Grünes Bollwerk“ aus Bäumen verbannt werden, um Verkehrswege, Siedlungen, Acker- und Weideflächen in Nord(west)china vor der Versandung zu bewahren (O. Verf. 1952, 42). Auch wenn chinesische Propagandaveröffentlichungen die Bezwingung der Wüsten in den 1970er Jahren als *fait accompli* darstellen (z.B. Academia Sinica 1977), waren die Erfolge solcher Maßnahmen allenfalls kurzfristiger Natur.

1978 wurde im Kontext der chinesischen Wirtschaftsreformen mit dem bisher umfangreichsten und kostenintensivsten Aufforstungsprojekt zur „Abwehr“ von Sandstürmen und Bodenerosion begonnen. Das als „Große Grüne Mauer“ (*lüse wanli changcheng*) popularisierte Schutzwaldsystem, bestehend aus Waldstreifen, Waldnetzen und zusammenhängenden Waldstücken mit unterschiedlichen Schutzfunktionen, soll sich bis zum Jahr 2050 entlang der sogenannten „Staubsturmgarne“ (*fengshaxian*) über die gesamte Breite der drei nördlichen Regionen Chinas erstrecken. Das „gigantische Bauprojekt zur Umgestaltung der Natur“ (*gaizao ziran de juda gongcheng*) perpetuierte den Anspruch der kommunistischen Führung, die Trockengebiete des Landes wirtschaftlich nutzbar machen zu können. Die angestrebte „Verbesserung“ des „ökologischen Gleichgewichts“ dieser Regionen zielte abermals auf eine Steigerung der land-, weide- und forstwirtschaftlichen Produktion (Guojia linye zongju 1979). Die Zeit, in der der Mensch vor dem vorrückenden Sand zurückweiche (*sha jin ren tui*), sei vorbei, hieß es in einem der forstwissenschaftlichen Beiträge aus dem Jahr 1978 noch selbstsicher. Eine neue Zeit sei angebrochen, in der der Sand vor dem vorrückenden Menschen zurückweichen müsse (*ren jin sha tui*) (Li 1978, 8). Im März des darauffolgenden Jahres erschien in der „Volkszeitung“ (Renmin ribao) unter dem Titel „Sandstürme belagern die Stadt Beijing“ allerdings eine vorsichtiger Darstellung, die gestützt auf unterschiedliche Expertenmeinungen zunächst stärker die Defizite der bisherigen Naturgestaltung in der Volksrepublik benannte. Als besonders alarmierend werteten die Autoren die Formierung von Sanddünen im direkten Umland der Hauptstadt Beijing. Zudem habe sich den meteorologischen Daten für Beijing zufolge das Problem der Sandstürme seit den 1960er Jahren deutlich verschärft. Nach „persönlicher Auffassung“ des da-

maligen Leiters der Umweltschutzabteilung der Chinesischen Akademie für Forstwissenschaften war die großräumige Zerstörung von Grassteppen und Wäldern nordwestlich von Beijing dafür verantwortlich. Die „willkürliche Erschließung von Ackerland“ durch Abholzung und das Aufpflügen der Steppen während der vorangegangenen Jahre und Jahrzehnte habe zur kontinuierlichen Ausdehnung von Sandwüsten und Gobi⁵ und damit zu einer erhöhten Gefahr von Sandstürmen geführt. Im Umkehrschluss wurden Aufforstung und Rekultivierung der Weidegebiete Nordwestchinas als effektivste Maßnahmen zum „Aufbau“ einer „modernisierten Umwelt“ dargestellt, die Wissenschaftlern und Forstfachleuten zufolge eine Grundvoraussetzung für die erfolgreiche Umsetzung der „Vier Modernisierungen“⁶ im Ostteil des Landes sein würde. Die strategische Maßnahme der „Großen Grünen Mauer“, so der Artikel abschließend, werde nicht nur das Image von Armut und Rückständigkeit der betroffenen Regionen verändern, sondern zudem die drohende Übersandung der Hauptstadt abwenden (Li et al. 1979).

Zwei Jahrzehnte später wurde diese Argumentation im Rahmen der „Strategie zur Großen Erschließung der Westgebiete“ (*Xibu da kaifa zhanlüe*) aktualisiert. Unter dem Schlagwort des „ökologischen Aufbaus“ (*shengtai jianshe*) ging es erneut darum, ‚verbessernd‘ in die Ökosysteme der Trockengebiete einzugreifen, um eine „ausgeglichene Entwicklung von Gesellschaft, Wirtschaft und Umwelt“ in Nord(west)china zu erreichen (Wang 2000, 19, Xi 2010, 13). Auch das Problem der Sand- und Staubstürme wurde in diesem Kontext verstärkt thematisiert, denn „mit der Umsetzung der Strategie zur Großen Erschließung der Westgebiete ist die Aufmerksamkeit für die desaströsen Auswirkungen, die Sand- und Staubwetter auf die Volkswirtschaft, auf die Umwelt, auf das gesellschaftliche Leben und auf viele andere Bereiche hat, auf nationaler und internationaler Ebene immer größer geworden“, konstatierte die China Meteorological Administration rückblickend (Zhongguo qixiangju 2009).

Das Unterfangen des „ökologischen Aufbaus“ steht nach Einschätzung der Geographin Hong Jiang (2010, 33) mit dem Anspruch, die Natur nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten umzugestalten, letztlich noch in der Tradition „maoistischer Politik“ – ungeachtet seiner Einbettung in die aktuellen Diskurse „nachhaltiger Entwicklung“: „The idea is to rebuild nature and the landscape through planting and engineering efforts, with a focus on establishing productive landscapes“, so Jiang (2010, 32). Grundsätzlich stünden Umweltmaßnahmen auch im gegenwärtigen China in erster Linie im Dienst der Politik. Sie seien aber inzwischen stärker zur Messlatte politischer Legitimität geworden. Deshalb hätten schnell vorzeigbare Erfolge für Partei und Regierung so zentrale Bedeutung (Jiang 2010, 35), selbst wenn sie sich aufgrund zeitlich begrenzter Kampagnen (und Investitionen) nur als kurzlebig erweisen sollten (Economy 2002). Die diversen Aufforstungsprogramme zur Eindämmung von Sandstürmen und Desertifikation legen davon Zeugnis ab. Zu ergänzen wäre, dass sie nicht nur hinsichtlich des anthropozentrischen Naturverständnisses und des Kampagnenstils in der Tradition des „sozialistischen Aufbaus“ stehen. Auch die militärische Rhetorik, mit der die Bevölkerung seit den 1950er Jahren zur Umgestaltung der

Natur (Dschang 1958, China Tames Her Deserts 1977) mobilisiert wurde, hat sich im Zusammenhang mit der „Wüstenbekämpfung“ bis heute erhalten. So wurden die Sanddünen im Umland von Beijing mit „feindlichen Truppen vor den Toren der Stadt“ (*binglin chengxia*) verglichen (Li et al. 1979), und die Beteiligung am „Aufbau“ der „Großen Grünen Mauer“ galt in Anspielung auf den historischen Bau der chinesischen Mauer als patriotische Pflicht. In aktuellen populär-wissenschaftlichen Texten zu *shachenbao* können Versatzstücke international gängiger Umweltdebatten mit Darstellungen alternieren, die die Unterstützung von Antidesertifikationsmaßnahmen durch die Volksbefreiungsarmee in den Grenzgebieten des chinesischen Territoriums als „einen historisch beispiellosen ökologischen Krieg“ rühmen (Guo et al. 2002).

Das historische Image der Nord(west)gebiete als „grim wasteland beyond the passes“ (Millward 1999, 66) hat sich im Zuge der jüngsten staatlichen Entwicklungsprogramme mithin nur wenig verändert. Während der „ökologische Aufbau“ in diesen Regionen offiziell dem Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen und der Armutsbekämpfung dient, vermitteln viele Beiträge dennoch den Eindruck, dass es bei den „grünen Barrieren“ und Mauern aus Bäumen in erster Linie um den Schutz der Metropolregionen in den prosperierenden Ostküstenprovinzen geht – allem voran um die Hauptstadt (Guo 2006, Shi 2003).

5 Staub und Stadt

Hinsichtlich ihrer Auswirkungen werden Sand- und Staubstürme nicht nur als ein katastrophales Wetterereignis für die Ursprungs- und Durchzugsgebiete im ländlichen Raum Nord- und Nordwestchinas eingestuft, sondern auch zu den „städtischen Naturkatastrophen“ (*chengshi ziran zaihai*) gezählt. Sand- und Staubstürme würden durch die starke Luftverschmutzung nicht nur die Gesundheit der Stadtbewohner und die städtischen Infrastrukturen gefährden, sondern könnten zu Unfällen und sogar – wie historische Beispiele belegten – zur Zerstörung ganzer Städte führen (Yang 1989, 28). Besonders prominent wurde in diesem Zusammenhang seit dem Ende der 1970er Jahre immer wieder die Sorge um eine Übersandung Beijings diskutiert, wie überhaupt in Fachbeiträgen und populärer Literatur bezüglich des Gefahrenpotentials der Sturmereignisse für die nordchinesischen Städte ein ausgeprägter ‘Hauptstadt-Fokus’ zu erkennen ist (z.B. Han 2006). Zum einen räumt die politische Bedeutung der Stadt ihr in den Deutungen der Experten und deren publizistischer Verarbeitung grundsätzlich eine exponierte Position ein. Dass die Hauptstadt des Neuen China in der Eröffnungsrede zur ersten Desertifikationskonferenz der Vereinten Nationen in Nairobi (1977) zu den von Verwüstung bedrohten Städten gezählt wurde, hat in der Volksrepublik für zusätzliche Aufregung (um das internationale Ansehen des Landes) gesorgt (Li et al. 1979). Zum anderen, so die These, haben die Sand- und Staubstürme im Frühjahr 2000 nur deshalb einen solchen Medienhype auslösen können, weil sie die Stadtregion Beijing-Tianjin trafen und damit (auch sinnbildlich) die Verletzbarkeit der modernen, technisch avancierten chinesischen Gesellschaft offenbarten. Die unmittelbare Bestür-

zung darüber verdichtete sich zu apokalyptischen Szenarien einer bevorstehenden Übersandung Beijings (Gluckman 2000).

Seit der zweiten Hälfte der 2000er Jahre werden, in Übereinstimmung mit dem generellen Trend, Sand- und Staubstürme vorwiegend als meteorologisch bedingtes Naturphänomen zu verstehen, verstärkt Anpassungsstrategien für die chinesischen Städte und ihre Bevölkerung diskutiert. Dazu gehört u. a. die Frage, inwiefern stadt- und grünplanerische Maßnahmen zu einer Verbesserung des städtischen Mikroklimas und der Luftqualität beitragen können. Die Forschungen überschneiden sich hier in Teilen mit städtebaulichen Lösungsansätzen zur Verringerung des städtischen Wärmeinseleffekts. Möglicherweise als Resonanz auf die Debatten um Feinstaubbelastungen in Großstädten ist in den letzten Jahren auch die Frage nach den Auswirkungen von Sand- und Staubwetter auf die menschliche Gesundheit in den Mittelpunkt gerückt (Zhao et al. 2010). Den geographischen Fokus medizinischer Untersuchungen bilden bislang die besonders stark betroffenen Gebiete in Gansu und der Inneren Mongolei. Auch zu Süd xinjiang sind im Jahr 2010 erste Studien publiziert worden, die sich mit vorübergehenden Krankheitssymptomen bei Staubwetter befassen. Über die langfristigen Auswirkungen, schrieb der Pekinger Arbeits- und Umweltmediziner Pan Xiaochuan (2010) in seinem Forschungsüberblick, ließen sich aufgrund mangelnder Daten derzeit noch keine verlässlichen Aussagen machen. In den populärwissenschaftlichen Periodika wurde die thematische Neuausrichtung in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit *shachenbao* sehr schnell aufgegriffen. Sand- und Staubstürme seien ein „Gesundheits-Killer“ (*jiankang shashou*), verkündete die Zeitschrift „Life & Disaster“ im Jahr 2009 und warnte, dass die durch Stürme und Staubwetter verbreiteten Staubaerosole (durch Anlagerung von Bakterien, Mikroorganismen und organischen Stoffen) Hautreizungen, Allergien und schwere Erkrankungen der Atemwege bis hin zu Lungenentzündungen und Vorstufen von Lungenkrebs hervorrufen könnten. Aufgrund der optischen und akustischen Eindrücke seien zudem häufig psychische Symptome, wie Nervosität, Angst- und Erschöpfungszustände, zu beobachten (Huo 2009). Im Falle von Staubwetter, so Kun (2011), gebe es im Prinzip nur zwei grundlegende Verhaltensregeln, um gesundheitliche Schäden abzuwenden: Die effektivste Methode sich zu schützen sei es, Fenster und Türen fest geschlossen zu halten und Aktivitäten im Freien selbst bei leichtem Staubbunst zu vermeiden. Sollte man sich außerhalb von geschlossenen Räumen aufhalten müssen, seien zur Vorbeugung von Atemwegs- und Augenerkrankungen Mund, Nase und Augen mit Gazetüchern zu schützen. Durch die geringe Luftfeuchte habe der Körper überdies einen erhöhten Flüssigkeitsbedarf, man solle deshalb darauf achten, regelmäßig Wasser zu trinken (Huo 2009, 32). Diese rudimentären Ratschläge sind neben der Integration des Themas in die täglichen Wettervorhersagen die beiden wichtigsten kurzfristigen Bewältigungsstrategien im Umgang mit der „ernsten Bedrohung für die Gesundheit der Bevölkerung“ (Kun 2011) durch Sand- und Staubwetter.

6 Fazit und Ausblick

Im chinesischen Diskurs über Sand- und Staubstürme lassen sich drei Hauptströmungen erkennen. Deutlich auszumachen ist zunächst der Wandel von einer offensiven Bekämpfung der Unwetterkatastrophe durch großräumige Umgestaltungsversuche in den Trockengebieten des Landes hin zur defensiveren Bewältigungsstrategie der Anpassung an ein Leben mit dem Phänomen *shachenbao*. Damit verknüpft sind zweitens Deutungen, die Sand- und Staubstürme entweder als singuläre, exzeptionelle Einbrüche in den Alltag moderner Gesellschaften darstellen oder ihr Auftreten in historischer Perspektive als 'Normalität' beschreiben. Schließlich oszillieren die Debatten über die Staubsturmbedrohung zwischen einem moralisierenden und einem aufklärerischen Diskurs. Wird im ersten Fall das Bild der 'Natur als Opfer' menschlichen Expansions- und Gewinnstrebens vermittelt, wobei sich die Natur in Form von Staubstürmen lediglich wehre oder räche, liegt im anderen Fall ein technizistisches Naturverständnis zugrunde. Dabei soll der Bürger über grundlegende geophysische Abläufe unterrichtet werden. Die Sinnhaftigkeit dieser Vermittlung wird durch die Aussicht auf verbesserte Prognose- und Schutzmöglichkeiten unterstrichen.

Die Änderungen der inhaltlichen Schwerpunktsetzungen des Bedrohungsdiskurses sind untrennbar mit einem medialen Wandel verbunden. Die Diversifikation der fachspezifischen und populärwissenschaftlichen Publikationslandschaft der VR China in den letzten drei Jahrzehnten läuft zum einen parallel zu einer intensiveren Wahrnehmung lokaler und regionaler Staubsturmphänomene, knüpft zum anderen aber auch an aktuelle internationale Diskussionszusammenhänge wie den globalen Klimawandel, die Zunahme von Extremwetterereignissen und die Sicherheits- und Risikoforschung an. Einige zentrale Aspekte wie die Problematik von Umweltmigration und die Zuwanderung (von han-chinesischer Bevölkerung) in Risikogebiete werden in der öffentlichen Thematisierung der Staubstürme jedoch ausgespart. Auch könnte ausgehend von den hier dargestellten Ergebnissen eine systematische Analyse von Expertenkonkurrenzen die Entstehungsbedingungen und Dominanz bestimmter Bewältigungsstrategien erklären.

Anmerkungen

- 1 Zu den vier Großregionen, die häufig von Sand- und Staubstürmen betroffen sind, gehören Zentralasien, Nordamerika, Zentralafrika und Australien.
- 2 So zum Beispiel das EU-Projekt CALTER – Long-term Ecological Research Program for Monitoring Aeolian Soil Erosion in Central Asia, http://ec.europa.eu/research/research-for-europe/international-calter_en.html (06.11.2012).
- 3 Diese drei Kategorien von Sand- und Staubwetter werden von der China Meteorological Administration wie folgt charakterisiert: „schwebender Staub“ (*fuchen*): kein oder gleichmäßiger, schwacher Wind, Staubdunst macht die Luft diesig, Sichtweite unter 10 km; „wehender Sand“ (*yangsha*): leichter Wind wirbelt feine Sand- und Staubpartikel auf, Luft relativ trübe, Sichtweite zwischen 1-10 km; „Sand- und

- Staubsturm“ (*shachenbao*): starker Wind, Luft sehr trüb, Sichtweite unter 1000 m.
- 4 Die Datenbank China Academic Journals (CAJ) listet unter dem Suchbegriff *shachenbao* im Jahr 1992 sieben Artikel auf, im Jahr 1993 bereits 32 Artikel, was sich bis zum Jahr 2002 auf 1183 Artikel steigert. In den Jahren bis 2010 werden im Jahresdurchschnitt circa 600 Artikel zu *shachenbao* veröffentlicht.
 - 5 „The term gobi refers to a stone-covered desert surface. The so-called Gobi desert in China is a vast expanse of such stoney [sic!] desert but smaller areas of similar landform occur in scattered patches throughout NW China.“ (Yang et al. 2002a, 53).
 - 6 Das Konzept der „Vier Modernisierungen“ hatte zum Ziel, Landwirtschaft, Industrie, Landesverteidigung sowie Wissenschaft und Technik Chinas bis zum Ende des 20. Jhs zu modernisieren. Dies ging ursprünglich auf einen Vorschlag des chinesischen Premierministers Zhou Enlai (1898-1976) aus dem Jahr 1964 zurück, wurde nach der Kulturrevolution (1966-1976) aber vor allem mit der Regierung Deng Xiaoping (1904-1997) in Zusammenhang gebracht, die unter diesem Schlagwort eine Abkehr vom Prinzip des Klassenkampfes zugunsten einer Politik der wirtschaftlichen Modernisierung vollzog. Ausführlicher dazu Breslin 2008.

Literatur

- Academia Sinica 1977: China Tames Her Deserts. Beijing.
- Breslin, Shaun 2008: Vier Modernisierungen. In: Staiger, Brunhild, Stefan Friedrich, Hans-Wilm Schütte (Hg.): Das große China-Lexikon. Darmstadt, S. 812-814.
- Cheng, Xiangkun, Dongmei Cai, Shigong Wang 2007: Zhongguo shachenbao tianqi yanjiu jinzhan ji zhuyao kexue wenti (Advance in study on sand-dust storm and its key scientific tasks in China). In: Qixiang yu huanjing xuebao 6. S. 51-56.
- Dschang, Dji-niän 1958: Sieg über den Sand. In: China im Bild 90. S. 4f.
- Economy, Elizabeth C. 2002: China's Go West Campaign: Ecological Construction or Ecological Exploitation. In: *China Environment Series* 5. S. 1-10.
- Fang, Jun 2008: Chongxin renshi shachenbao [Sand- und Staubstürme neu verstehen]. In: Minfangfan 2. S. 12f.
- Fang, Zongyi, Fukang Zhu, Jiexi Jiang, Zheng'an Qian (Hg.) 1997: Zhongguo shachenbao yanjiu [Sand- und Staubsturmforschung in China]. Beijing.
- Fei, Jie, Jie Zhou, Qingyao Zhang, Huizhong Chen 2005: Dust weather records in Beijing during 1860–1898 AD based on the Diary of Tonghe Weng. In: Atmospheric Environment 39. S. 3943-3946.
- Feichtenberger, Klaus, Ingo Herbst 2008: Wüsten im Vormarsch. DVD 1: Chinas Kampf gegen den Sand. Hamburg.
- Gluckman, Ron 2000: The Desert Storm. In: Asiaweek 40, 13.10.2000. <http://www.cnn.com/ASIANOW/asiaweek/magazine/2000/1013/is.china.html> (zuletzt eingesehen am 05.11.2012).

- Goudie, Andrew S. 2009: Dust Storms. Recent Developments. In: Journal of Environmental Management 1. S. 89-94.
- Goudie, Andrew S., Nicholas J. Middleton 2006: Desert Dust in the Global System. Berlin.
- Guo, Jianyue, Shibin Wang, Jie Tan, Ruihong Guo 2002: Huangmohua li Beijing you duo yuan? [Wie weit ist die Desertifikation noch von Beijing entfernt?]. In: Jiefang junbao 18.03.2002 (Online-Ausgabe).
- Guo, Yunlong 2006: Yi lin wei zhu zonghe zhili shi genzhi fengsha de genben tujing [Eine umfassende Regulierung mit dem Fokus auf Bewaldung ist grundlegend, um Sandstürme endgültig unter Kontrolle zu bringen]. In: Hebei linye 3. S. 25.
- Guo, Zizhao 2000: Weiqing, chengshi! [Gefahrensituation, Städte!]. In: Chengshi yu jianzai 3. S. 42f.
- Guojia linye zongju 1979: Guanyu zai Xibei, Huabei, Dongbei fengsha weihai he shuitu liushi zhongdian diqu jianshe daxing fanghulin de guihua [Über die Pläne in den von Sandstürmen und Bodenerosion betroffenen Kerngebieten in Nordwest-, Nord- und Nordostchina einen großen Schutzwald aufzubauen]. Xinjiang linye 5. S. 6-8.
- Han, Shuyun 2006: Chunji jujiao shachenbao (Focus on dust-storm in spring). In: Chengshi yu jianzai 3. S. 35-38.
- He, Daliang 1992: Beijing diqu fengsha huodong de jiance (Wind-sand Activity Monitoring in Beijing Region). In: Zhongguo shamo 2. S. 27-33.
- Huang, Zhenggen 2011: Caixie „Fengsha jinbi Beijing cheng“. Yi pian mei zuo wan de da wenzhang [Das Verfassen von „Sandstürme belagern die Stadt Beijing“. Ein unvollendeter großer Artikel]. In: Jingji cankao bao 01.07.2011. <http://www.people.com.cn/h/2011/0701/c25408-1277216011.html> (zuletzt eingesehen am 05.11.2012).
- Huo, Yujia 2009: „Jiankang shashou“ shachenbao [Sand- und Staubstürme – die „Gesundheits-Killer“]. In: Shengming yu zaihai 4. S. 31f.
- Jiang, Hong 2010: Desertification in China. Problems with Policies and Perceptions. In: Joel Jay Kassiola, Sujian Guo (Hg.): China's Environmental Crisis. Domestic and Global Political Impacts and Responses. New York. S. 13-40.
- Jin, Cheng 2007: Renshi shachenbao [Sand- und Staubstürme verstehen]. In: Minfangfan 2. S.13.
- Kuchelmeister, Guido 2006: Wüstenbekämpfung in China – ein Erfolgsrezept? In: entwicklung & ländlicher raum 4. S. 16-19.
- Kun, Lun 2011: Shachenbao zaihai yu shachen tianqi de fanghu (Protection of sand storm and sandy weather). In: Chengshi yu jianzai 1. S. 40f.
- Li, Jianshu 1978: Yulin shamo ji qi zhisha zaolin [Die Wüste in Yulin und die dortige Aufforstung zur Sandbefestigung]. In: Shaanxi linye keji 6, S. 8-19.
- Li, Yigong, Zhengen Huang, Shanglun Fu, Zhongcheng Li 1979: Fengsha jinbi Beijing Cheng [Sandstürme belagern die Stadt Beijing]. In: Renmin Ribao, 06.03.1979. S. 2.
- Liu, Jingtao, Mingqian Zheng 1996: Guanyu „heifengbao“ dingyi de yijian [Vorschläge zur Definition von „Schwarzen Stürmen“]. In: Nei Menggu qixiang 4. S. 5f.

- Liu, Yi 2002: Zai tan shachenbao (Talking again about sand-dust storms). In: Chengshi yu jianzai 3. S. 28-30.
- Lu, Dejun 2000: Jinchun woguo duo shachenbao de yuanyin tanxi ji duice zhanwang [Untersuchung und Analyse der Gründe für die häufigen Sand- und Staubstürme in China in diesem Frühjahr und ein Ausblick auf Gegenmaßnahmen]. In: Zhongxue dili jiaoxue cankao Z2. S. 123f.
- Ma, Yanxia 2003: Woguo shachenbao de shikong fenbu [Die zeitlich-räumliche Verteilung der Sand- und Staubstürme in China]. In: Zhongxue dili jiaoxue cankao Z2. S. 116f.
- Miggelbrink, Judith 2009: Verortung im Bild. Überlegungen zu 'visuellen Geographien'. In: Jörg Döring, Tristan Thielmann (Hg.): Mediengeographie. Theorie, Analyse, Diskussion. Bielefeld. S. 179-202.
- Millward, James A. 1999: „Coming Onto the Map“. „Western Regions“ Geography and Cartographic Nomenclature in the Making of Chinese Empire in Xinjiang. In: Late Imperial China 2. S. 61-98.
- O. Verf. 1952: A New „Great Wall“ of Trees. In: China Reconstructs 3. S. 42-44.
- O. Verf. 1978: Yao zai quanguo dada tichang zhishu zaolin [Die Aufforstung muss im gesamten Land stark gefördert werden]. In: Xinjiang linye 1. S. 1f.
- O. Verf. 2006: Miandui shachenbao, women yinggai zuo shenme? [Was sollen wir angesichts der Sand- und Staubstürme tun?]. In: Zhongguo jianzai 5. S. 19f.
- Pan, Xiaochuan 2010: Shachenbao jiankang xiaoying de yanjiu jinzhuan yu zhanwang [Die Erforschung der gesundheitlichen Auswirkungen von Sand- und Staubstürmen. Fortschritte und Ausblicke]. In: Huanjing yu jiankang zazhi 9. S. 753f.
- Qiu, Si'e 2007: Zaihai dai lai de zhengmian xiaoying [Die positiven Nebeneffekte von Katastrophen]. In: Minfangfan 3. S. 27f.
- Reimers, Ariane 2012: China: Kampf gegen die Verwüstung, 28.08.2012. <http://www.ndr.de/fernsehen/sendungen/weltbilder/media/weltbilder2433.html> (zuletzt eingesehen am 05.11.2012).
- Sandsturm hüllt Peking in gelben Staub. In: Spiegel Online, 20.03.2010. <http://www.spiegel.de/panorama/china-sandsturm-hueellt-pekings-in-gelben-staub-a-684749.html> (zuletzt eingesehen am 06.11.2012).
- Shi, Peijun, Ping Yan, Shangyu Gao, Si Ha, Yunjiang Yu 2000: Woguo shachenbao zaihai ji qi yanjiu jinzhuan yu zhanwang [Sand- und Staubsturmkatastrophen in China. Forschungsfortschritte und -perspektiven]. In: Ziran zaihai xuebao 3. S. 71-77.
- Shi, Zhongyuan 2003: Shachenbao li Beijing yuan qu? (Have Sand-dust Storms Gone Far Away From Beijing?). In: Chengshi yu jianzai 1. S. 33-36.
- Squires, Victor 2002: Dust and Sandstorms: An Early Warning of Impending Disaster. In: Youlin Yang, Victor Squires, Qi Lu (Hg.): Global Alarm. New York. S. 15-28.
- Tai, Haiqi 2005: Huan ge jiaodu kan „zaihai“ [„Katastrophen“ aus einer anderen Perspektive betrachtet]. In: Zhongxue dili jiaoxue cankao Z2. S. 124f.
- Wang, Tao 2000. Xibu da kaifa zhong de shamohua yanjiu ji qi zaihai fangzhi (Research

- on Desertification and Control to its Calamity in the Large-scale Development of the Western China). In: *Zhongguo shamo* 4. S. 345-348.
- Wang, Hui-Jun, Jian-Qi Sun, Huo-Po Chen, Ya-Li Zhu, Ying Zhang, Da-Bang Jiang, Xian-Mei Lang, Ke Fan, En-Tao Yu, Song Yang 2012: Extreme Climate in China. Facts, Simulation and Projection. In: *Meteorologische Zeitschrift* 3. S. 279-304.
- Wang, Shigong, Guangrong Dong, Kezheng Sheng, Huizhong Chen 2002: Progress of Research on Understanding Sand and Dust Storms in the World. In: Youlin Yang, Victor Squires, Qi Lu (Hg.): *Global Alarm*. New York. S. 29-48.
- Wang, Wei 2003: Shachenbao mianmian guan [Eine umfassende Sicht auf Sand- und Staubstürme]. In: *Zhongguo guojia dili* 4. S. 44-57.
- Wang, Xunming, Zhibao Dong, Jiawu Zhang, Lichao Liu 2004: Modern dust storms in China: an overview. In: *Journal of Arid Environments* 58. S. 559-574.
- Weingart, Peter, Anita Engels, Petra Pansegrau 2002: Von der Hypothese zur Katastrophe. Der anthropogene Klimawandel im Diskurs zwischen Wissenschaft, Politik und Massenmedien, Opladen.
- Wu, Yueming 1984: Fuchen tianqi de xingcheng yu guance [Die Entstehung und Beobachtung von Staubdunst-Wetter]. In: *Ganhan qixiang* 1. S. 35-37.
- Xi, Wen 2010: Jiduan qihou yuanhe pin xian [Warum Extremwetter häufig auftritt]. In: *Xibu da kaifa* 4. S. 11-13.
- Xiao, Shi 2002: Shachenbao qiaoxiang de jingzhong (Alarm Bell Which Sand-Dust Storms Sound). In: *Chengshi yu jianzai* 2. S. 30-33.
- Xinjiang Talimu huanjing kexue kaochazu 1980: Gaishan Talimu de shengtai huanjing ke bu rong huan [Die Verbesserung der ökologischen Umwelt des Tarim duldet keinen Aufschub]. In: *Zhongguo nongcun guancha* 4. S. 42, 16.
- Xu, Guo-chang, Min-lian Chen, Guo-xiong Wu 1979: Gansu Sheng „4.22“ teda shabao fenxi (On an Extraordinary Heavy Sandstorm on April 22nd in Gansu). In: *Qixiang xuebao* 4. S. 26-35.
- Yan, Hong 1993: Quanguo shachenbao tianqi yantaohui huiyi zongjie [Konferenzbericht zum Nationalen Symposium zu Sand- und Staubsturm Wetter]. In: *Ganhan qixiang* 3. S. 6-12.
- Yang, Dayuan 1989: Chengshi ziran zaihai de yanjiu (Research on Urban Natural Hazards). In: *Zaihaixue* 4. S. 27-32.
- Yang, Gengsheng, Honglang Xiao, Wanquan Tuo 2002a: Black Windstorm in Northwest China. A Case Study of the Strong Sand-Dust Storm on May 5th 1993. In: Youlin Yang, Victor Squires, Qi Lu (Hg.): *Global Alarm*. New York. S. 49-73.
- Yang, Youlin, Victor Squires, Qi Lu (Hg.) 2002: *Global Alarm. Dust and Sandstorms from the World's Drylands*. New York.
- Zhang, Qingyang, Xi-you Zhao, Yuan Zhang, Li Li 2002: Preliminary Study on Sand-Dust Storm Disaster and Countermeasures in China. In: *Chinese Geographical Science* 1. S. 9-13.

- Zhang, Qingyang, Yuan Zhang, Li Li 2002a: Woguo beifang shachenbao ji qi fangzhi chutan (Preliminary Study on Sand-Dust Storm in the Northern China and its Prevention and Control). In: Chengshi huanjing yu chengshi shengtai 5. S. 48-50.
- Zhao, Chun-xia, Zhen-quan Wang, Su-qin Lian, Jing-ping Niu, Shi-gong Wang, Qi Wang 2010: Shachenbao dui chengren jiankang xiaoying de yingxiang (Effect of Sandstorm on Health of Adults). In: Huanjing yu jiankang zazhi 9. S. 776-779.
- Zheng, Xinjiang, Zheng Liu 1992: Liyong qixiang weixing ziliao jiance shachenbao [Die Verwendung der Daten von Wettersatelliten zur Beobachtung und Messung von Sand- und Staubstürmen]. In: Yaogan xinxi 4. S. 10f.
- Zhongguo Qixiangju (Hg.) 2009: Shachen tianqi nianjian 2008 nian (Sand-Dust Weather Almanac 2008). Beijing.
- Zhu, Kang, Xu Tang 1994: Woguo shachenbao tianqi de yanjiu. Quanguo shachenbao tianqi yantaohui zongshu [Forschung zu Sand- und Staubsturmweather in China. Zusammenfassender Bericht über das Erste Nationale Symposium zu Sand- und Staubsturmweather]. In: Qixiang keji 1. S. 10-13.

Yaohui Shao und Johannes Küchler ■

Flächen und Räume als Objekte Interessen-geleiteter Wahrnehmung: „traditionelle“ versus „moderne“ chinesische Kartographie

Seit mehr als einem Jahrhundert bildet die Geschichte der chinesischen Kartographie ein relativ eigenständiges Forschungsfeld, das nicht frei von großen allgemeinen Thesen und Leidenschaft, verbunden mit entsprechenden Kontroversen, bearbeitet wird. Die in den vermeintlich höchst seriösen wissenschaftlichen Texten durchschimmernde Emotionalität erklärt sich, wenn man die Kartographie-Geschichte als *pars pro toto* wahrnimmt, wobei es letztlich doch nur um die eine große Frage geht: Stehen sich mit Europa und Ostasien zwei mit einander kommunizierende, ebenbürtige kulturelle Traditionen gegenüber, von denen mal die eine, mal die andere innovationsfreudiger war, oder muss man – besonders für die letzten Jahrhunderte – von einer gravierenden wissenschaftlich-technischen Überlegenheit der einen gegenüber der anderen ausgehen?

1 Chinesische und westliche Karten: Dokumente grundsätzlicher Widersprüche

Needham (1959, 497-590) z. B. gelangt in seinem epochalen Werk zu der ausgewogenen Bewertung, dass es in West und Ost sowohl eine wissenschaftliche („scientific“) wie auch eine kosmologische Tradition (Needham spricht von „religious cosmography“) der Kartographie gegeben habe, die man beide über mehr als zwei Jahrtausende zurückverfolgen könne. Unterschiede sah er hinsichtlich der zeitlichen Abfolge: In Europa folgte der wissenschaftlichen Fundierung durch die Griechen eine fast tausendjährige Phase der christlich-kosmologischen Weltvorstellung, bevor dann der Siegeszug der mathematisch fundierten modernen Kartographie begann. In China hingegen bildeten für ihn die wissenschaftliche Kartographie (auf der Grundlage nicht gerechneter Gitternetze) und die kosmologische Weltvorstellung, daoistisch-buddhistisch-begründet, zwei Strömungen, die sich komplementär zueinander verhielten und im Verlauf der Jahrtausende nebeneinander koexistierten.

Doch Klüser moniert bei Needham, aber auch allgemein bei einem großen Teil der ausländischen und der chinesischen Forschung, eine ziemlich unkritische und voreingenommene Quellennutzung. Er kommt zu dem Schluss, dass „das gesamte Denkgebäude zur chinesischen Kartographie hochgradig von Spekulationen und Wunschdenken durchsetzt ist, dem in Zukunft eine exakte, gewissenhafte Forschung entgegengesetzt werden muss.“ (Klüser 2009, 41)

Unstrittig unter ausländischen Beobachtern ist hingegen die Erfahrung, dass in China bis in die jüngste Vergangenheit ein relativ entspanntes Verhältnis zu quantitativen Aussagen bestand. Das Leben mit Größenordnungen statt mit genauen, gemessenen Aussagen war – jedenfalls im Vergleich zum Europa der letzten Jahrhunderte – ein Kennzeichen chinesischer Kultur, das sich in der Umgangssprache ebenso manifestiert wie in den Äußerungen von Wissenschaftlern oder Politikern. Karten wurden kaum verstanden als Grundlage für rechtlich einzuklagende Forderungen etwa bei Grundstücks- oder Territorialkonflikten. Traditionelle chinesische Karten sprechen uns Europäer an als künstlerische Werke, in denen die große Natur (da ziran) eher symbolisch-emblematisch als wissenschaftlich abgebildet ist. Diese Art der Reliefdarstellung blieb vorherrschend bis ins beginnende 20. Jahrhundert, während sich in Europa, den wachsenden Anforderungen des Militärs entsprechend, schon im frühen 19. Jahrhundert messbare Darstellungen (Schraffen, Höhenlinien, Höhenschichten) durchsetzten.

Dieses sich Begnügen mit dem allgemeinen Abschätzen von Quantitäten, das der industriegesellschaftlichen, ökonomisch und wissenschaftlich geprägten Neigung zum Exakten so fremd ist, hatte der Berliner Geograph Albert Herrmann schon früh artikuliert: „Dem Chinesen kommt es nicht darauf an, dass die Dimensionen möglichst exakt wiedergegeben werden; er begnügt sich schon mit ungefähren, dem Richtigen genäherten Daten.“ (Herrmann 1922, 92, zit. nach Klüser 2009, 23)

Im Zeitalter des Imperialismus, als die fremden Mächte sich Vertragshäfen, Pachtgebiete und Konzessionen sicherten, blieb diese unterschiedliche Sicht auf die Welt nicht ohne Folgen. Auch im Bereich der Kartographie prallten die Widersprüche zwischen alt und neu, traditionell und modern, chinesisch und ausländisch, defensiv und offensiv, Erfahrungswissen versus verwissenschaftlichtem Wissen aufeinander.

2 Shanghai: Das Alte neben dem Neuen als Konflikt

Dazu liefert Catherine Yeh (2000) ein illustratives Beispiel. Sie verglich den amtlichen chinesischen Plan für das Shanghai des späten 19. Jahrhunderts mit europäischen Karten derselben Stadt und ihres Umlands jener Zeit, wobei sie erhebliche Differenzen zwischen diesen Darstellungen von Shanghai konstatieren konnte.

Die Kreisstadt Shanghai wird zum einen als relativ einfacher Holzschnitt abgebildet, weit entfernt vom Anspruch topographischer Exaktheit, doch reich an Aussagen über prominente innerstädtische Orte. Der Huangpu als Ader der Schifffahrt ist nur randlich angeeutet. Eine solche Abbildung reflektiert das Interesse der chinesischen Bürokratie am

Fortbestand der bisherigen staatlich-administrativen Ordnung. Der Verweis auf die benachbarte internationale Handelsniederlassung, aus der das moderne Shanghai hervorgehen sollte, unterbleibt. Dieses Faktum wird als innenpolitisch und verwaltungsmäßig quasi irrelevant angesehen und dementsprechend nicht berücksichtigt.

Die Karten ausländischer Provenienz hingegen, maßstäblich präzise, enthalten z. B. eine genaue Darstellung der Ufer des Huangpu mit hydrographischen Angaben für den Seeverkehr. Der Fluss bildet geradezu das Rückgrat der Abbildung des international orientierten Handelshafens. Die alte ummauerte Kreisstadt wird zwar wiedergegeben, im Verlauf der Zeit wird sie aber nur noch als historisches Relikt abgebildet.

Yeh interpretiert diese kontrastierenden Abbildungen als Ausdruck eines Machtkampfes um die Deutungshoheit dessen, was „Shanghai“ ausmacht. Die Karten dokumentieren für sie die andersartigen Interessen der traditionellen Qing-Verwaltung im Vergleich zu den kommerziellen Interessen der verschiedenen ausländischen Akteure. Die Autorin zeigt, dass fast alle der oben genannten Polaritäten sich in dieser Gegenüberstellung der chinesischen und ausländischen Karten wiedererkennen lassen.

Doch das Beispiel Shanghai markiert einen Extremfall, bei dem die alte Kartographie als unbrauchbar zäsurartig von der neuen abgelöst wurde. Allgemein gilt in der Literatur, dass trotz der durch die Jesuiten vermittelten Neuerungen im Bereich von Kartographie und Geodäsie die herkömmliche Kartographie bis in das letzte Jahrhundert hinein vorherrschend blieb. Wie aber verlief danach der Übergang von alt zu neu? Löste das Neue das Alte ab, weil es sich einfach als obsolet erweist, wie im Fall von Shanghai? Oder klingt das eine aus während das andere sich langsam durchsetzt? Hier ist Klüser zuzustimmen, wenn er schreibt:

„Der Bruch mit der traditionellen chinesischen Kartographie und die tiefgreifende Innovation durch die Übernahme westlicher Weltanschauungen und Verfahren hin zu einer modernen, wissenschaftlich fundierten Kartographie durch die autochthonen Eliten/Gelehrten in China ist bislang noch nicht thematisiert worden.“ (Klüser 2009, 22)

3 Nantong: Der Übergang vom Alten zum Neuen als Kontinuum

Im Folgenden wollen wir uns dem Wandel der kartographischen Darstellung der unweit Shanghais, am Nordufer des Yangzi gelegenen ehemaligen Kreisstadt Nantong zuwenden, bei dem sich das Alte und das Neue stärker miteinander verschränkten und die oben genannten Polaritäten nicht so einfach nachzuweisen sind. In dieser Stadt spielten ausländische militärische oder Kapitalinteressen fast keine Rolle. Sie war aber zwischen 1895 und 1926 der Pionierstandort einer genuin chinesischen Textilindustrie,¹ damit verbunden der Auslöser kartographischer Neuerungen.

Bis zur Gründung der VR China liegen für diesen Verwaltungssitz und sein Territorium 14 Chroniken vor, davon eine aus der Song-Zeit, drei aus der Ming-, acht aus der Qing-Zeit und zwei aus den Jahren der Republik, u.a. illustriert mit 6 Stadtplänen.² Die Nantong-Chronik des Jahres 1875 enthält zwei Karten, die den Status quo vor Beginn der Industria-

lisierung widerspiegeln, einen Stadtplan (Abb. 1) und eine Karte für die Region (Abb. 2). Sie sollen hier als repräsentativ für die „traditionelle“ chinesische Kartographie vorgestellt werden.

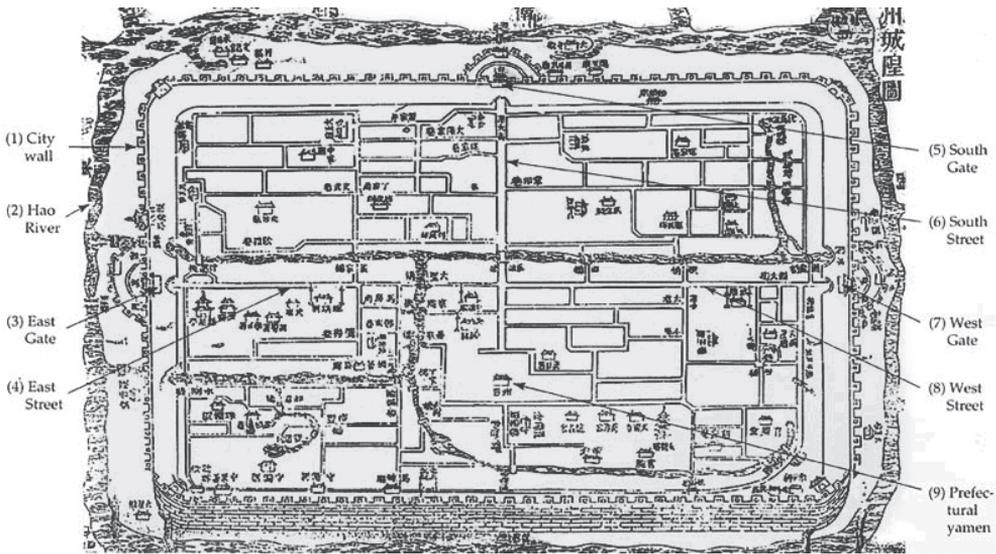


Abb. 1: Nantong: Stadtplan von 1875 / *Zhou chenghuangtu* (Quelle: Guangxu-Tongzhou Chronik 1875; Shao Qin 2004, 56)

Nantong existiert seit 958 als ummauerte Stadt in der Form eines N-S-ausgerichteten Rechtecks (Abb. 3), das allerdings wegen des Bezugs der Stadt auf einen prominenten Berg am Yangzi-Ufer (8 km entfernt) um einige Grad gegen den Uhrzeigersinn verkippt ist. Der Stadtplan von 1875 verrät nichts von diesen Besonderheiten. Die Stadt ist einfach N-S-ausgerichtet. Das Rechteck der Stadtmauern ist wegen des Papierformats in ein waagerechtes verwandelt. Eine für europäische Augen ungewöhnliche Abbildung der Wirklichkeit dokumentiert auch die Darstellung des Stadtgrabens: Die Karte vermittelt den Eindruck eines üblichen mit Wasser gefüllten Grabens, der neben der Stadtmauer eine weitere Komponente des Verteidigungssystems bildet. Doch lässt die Karte nicht erahnen, dass es sich hier um einen (für den chinesischen Städtebau absolut unüblichen) See-ähnlichen Wasserkörper mit 100-200 m Breite handelt, den man bei vergleichbaren Kreisstädten kaum wiederfinden wird.

Ähnlich verwirrend ist für den Kenner der Stadt das völlige Ausblenden der südlichen Vorstadt aus der Ming-Zeit, immerhin eine ummauerte planvolle Stadterweiterung, die sich beidseitig um die nach S verlängerte, historisch vorgegebene N-S-Achse erstreckte. Auch

diese Vorstadt wird von dem überbreiten Wassergraben umschlossen, sodass der Stadtgrundriss bei einer vermessungsgetreuen Darstellung an einen Flaschenkürbis erinnert.

Diese topographischen Unstimmigkeiten sind das eine. Das andere sind die gezeigten innerstädtischen Details, die ebenso vielfältig wie aufschlussreich sind hinsichtlich dessen, was sie zeigen wie auch nicht zeigen: fast 20 Straßen sind namentlich genannt sowie 28 Brücken. Etwa 20 entsprechend gekennzeichnete Bauten dienen der zivilen und der militärischen Verwaltung wie auch der Polizei. Von der zivilen Gesellschaft hingegen erfährt man nur wenig und eher indirekt. So fehlen Hinweise auf Märkte oder für eine Quartiersbildung nach Berufsgruppen, die sehr wohl im Text der Chronik erwähnt sind. Ebenso verhält es sich mit der Abbildung von Privatgärten, die als Indikator für Wohlstand, Bildungsniveau und sozialen Status einer Familie geeignet sind. Im Plan sind nur zwei eingetragen, die Chronik erwähnt jedoch etwa 50. Immerhin: die Namen von Straßen, Brunnen, Brücken und einzelnen Ahnentempeln deuten eine Quartiersbildung nach Clans an, von denen 6 genannt werden. Relativ genau sind die Angaben zu Tempeln, die sowohl im Alltag der Zivilbevölkerung wie auch für Verwaltung und Militär als bedeutsam anzusehen sind.

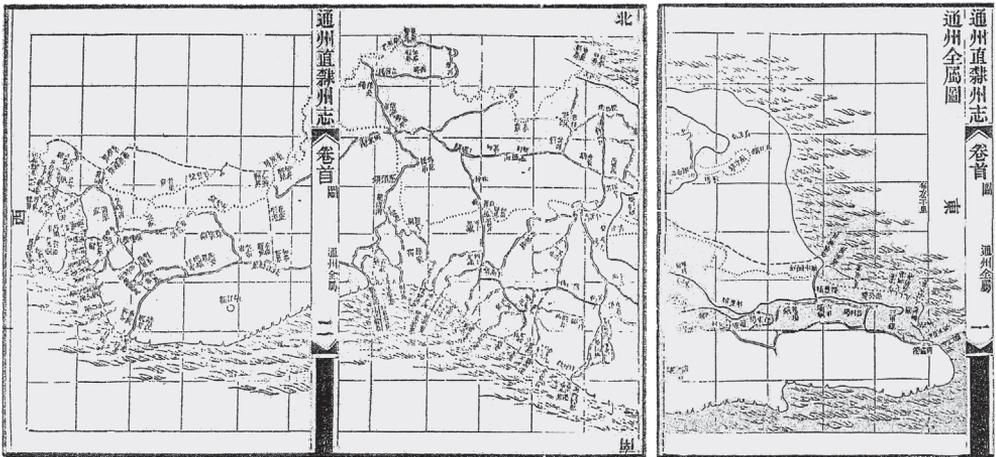


Abb. 2: Nantong: Bezirkskarte von 1875 / *Tongzhou quanshutu*, Buch-Illustration, verteilt auf 3 Druckseiten (Quelle: Guangxu-Tongzhou Chronik 1875)

Nach so schwerwiegenden Deformationen der topographischen Realität im Stadtplan überrascht eine Flächen-treue Darstellung des Verwaltungsgebiets der Region Nantong (*Tongzhou quanshutu*), die gleichfalls der Chronik beigelegt ist (Abb. 2). Die Karte misst etwa 20 x 45 cm, umfasst eine W-O-Ausdehnung von ungefähr 160 km und eine von N nach S von etwa 80 km. Sie ist durch ein Gitternetz von 20 x 20 *li* gegliedert,³ hat also etwa einen Maßstab in der Größenordnung von 1: 250.000. Inhaltlich beschränkt sie sich auf die Wiedergabe der ca. 35 Marktorte, 19 Yangzi-Häfen und 8 Seehäfen, von Grenzen

und Kanälen, dem Yangzi-Ufer und der Küste des ostchinesischen Meeres. Die Wasserflächen sind mit einer Strichsignatur angedeutet, ansonsten fehlen hydrographische Angaben. Die Inhalte beschränken sich auf das Verwaltungsgebiet.

Insgesamt vermittelt diese Regionalkarte, vermutlich ebenfalls ein Holzschnitt, den Eindruck eines Blatts aus einer Serie mit ähnlichen Anforderungen an das Format, den Maßstab und die Inhalte, obwohl Hinweise auf einen Blattschnitt oder eine einheitliche Legende fehlen. Das Problem der Projektion scheint (immer noch) ausgeblendet zu sein, wobei das 20 *li*-Gitter auf der regionalen Ebene eine ausreichende Genauigkeit gewährleistet.

Zusammenfassend kann man den Stadtplan und die Regionalkarte als treffende Beispiele der traditionellen chinesischen Kartographie bewerten.⁴ Der Stadtplan ist Ausdruck der Staats-bezogenen Sicht der Verwaltungsbeamten, in dem die baulichen Manifestationen der Bürokratie, des Militärs und der verschiedenen Doktrinen als Symbole tugendhafter Herrschaft und Ordnung Vorrang haben. Die Regionalkarte berücksichtigt Verwaltungsaspekte, diente aber vor allem den Interessen von Handel und Schifffahrt.

Verschiedene Umstände, vor allem die Tatsache, dass der große Reformler Zhang Jian im Kreis Nantong zu Hause war, führten dazu, dass ab 1895 diese Kreisstadt und ihr Umland zum Pionieraum einer eigenständigen chinesischen Industrialisierung werden sollten, mit dem Schwerpunkt im Bereich der Baumwollspinnerei und -weberei.⁵ Deren Standorte konzentrierten sich auf das Umfeld der Kreisstadt auf der Grundlage der regional erzeugten Baumwolle. Von Anfang an gab es also eine enge Verbindung zwischen Landwirtschaft und Industrie. Um diese Verbindung zu optimieren im Sinne einer gleichmäßigen Versorgung der Spinnereien mit hochwertiger Baumwolle, ergab sich sehr schnell der Wunsch nach einer Ausweitung und modernen Bewirtschaftung der Baumwollanbaufläche. Ebenso wichtig war eine möglichst rationale Standortwahl für den Aufbau der Industrie hinsichtlich der Erreichbarkeit für die Arbeitskräfte, die Anlieferung der Rohbaumwolle, wie auch die Vermarktung der Garne. Schließlich fehlte es an den geodätischen Grundlagen für eine moderne Stadtentwicklung.

Um diesem breit gefächerten Bedarf an einer kartographischen Grundlage für die Entscheidungsfindung zu entsprechen, kam es – unterstützt durch zwei aus Japan engagierte Dozenten – nach 1903 zur Einrichtung eines Ausbildungsgangs Vermessungswesen an der Lehrerbildungsanstalt von Nantong. Damit wurde auf lokaler Ebene das Personal für eine erste großmaßstäbige Landesaufnahme in China ausgebildet, für die der Kreis Nantong den Musterfall abgeben sollte. Die Kartierung nahm den Zeitraum 1908-1914 in Anspruch. Für das Kreisgebiet von ca. 1.900 km² entstanden 459 Blätter 1:5.000 mit einer Abmessung von 3 x 2,5 km, d. h. einem Format von 60 x 50 cm.⁶ Über die instrumentellen Aspekte der Vermessung (Triangulation?) wissen wir noch nichts.

Was war „modern“, was war „traditionell“ an diesem Kartenwerk?

Neu war

- der „gerade“ Maßstab 1: 5.000, statt der bisherigen Zoll-Meilen-Angabe mit Bezug auf das Gitter; sowie das Nebeneinander von traditionellen und metrischen Längenmaßen;

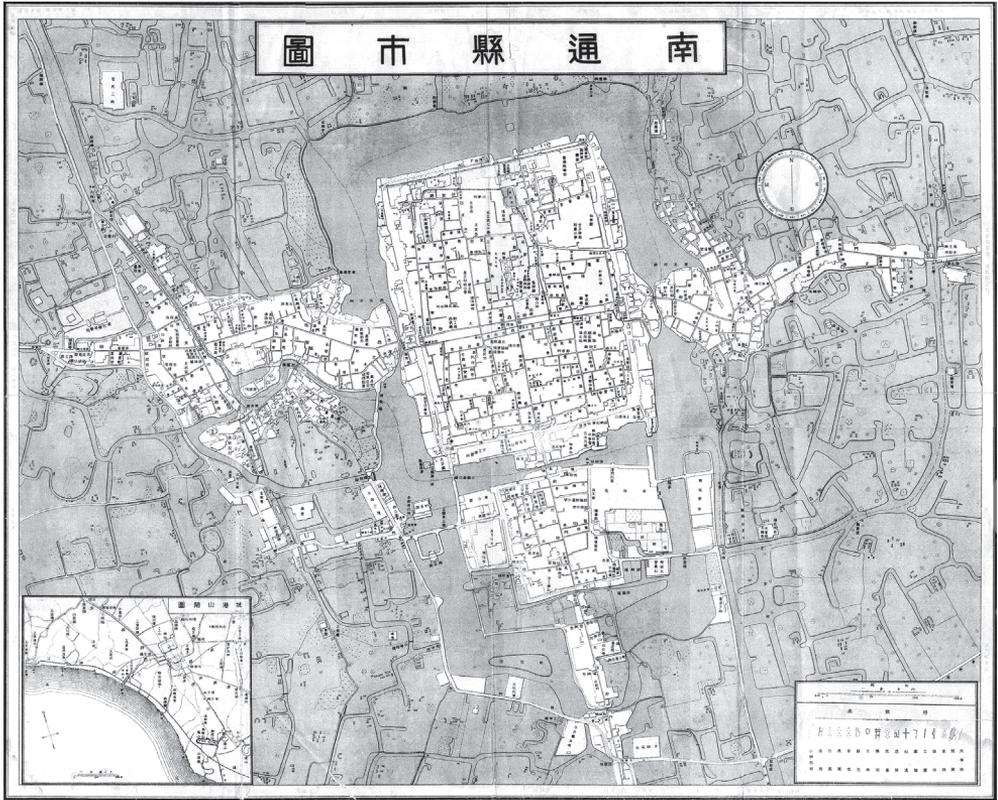


Abb. 3: Nantong: Stadtplan von 1925 / *Nantong xianshitu*, Originalmaßstab 1: 6.000 (Quelle: Privatarchiv von Herrn Zhao Peng, Nantong-Museum)

- der einheitliche Blattschnitt für die Kartenserie mit der Vergabe einer Nummer und einem Titel für jedes Blatt;
- der Verantwortliche für jedes Blatt wird namentlich genannt. Das gesamte Vermessungsteam mit seinen 36 Mitarbeitern wird ohne Rangabstufung auf einem Zusatzblatt genannt;
- die Festlegung einer differenzierten Legende (mit 52 Signaturen), in der auch technische Innovationen wie Telegraphenämter ihren Platz hatten; gleichzeitig Verzicht auf bildliche Symbole (z. B. Stadttor, Tempel, Berg);
- die graphische Präzision der Pinselzeichnung;
- die relativ klare Abgrenzung der Nutzungsflächen, die auch eine Flächenbilanz erlaubte;
- die Ausfertigung als Transparentblätter, um Kopien im Lichtpausverfahren herzustellen.

Was war traditionell?

- Es handelte sich um Karten in einem projektionslosen Gitter.⁷ Orte in einer Karte konnten noch nicht mit einem Rechts- und Hochwert eindeutig identifiziert werden.
- Es fehlte ein Höhennivellement; nur größere Erhebungen sind mit 20 m-Höhenlinien abgebildet.

So ist dieses Projekt einer ersten systematischen Landesaufnahme gleichermaßen dem Alten wie dem Neuen, dem ausländischen Neuen wie dem herkömmlichen Chinesischen verbunden. Bezeichnenderweise fällt seine Verwirklichung in die Jahre des politischen Umbruchs.⁸ Für Zhang Jian, der stets eine wertkonservative, aber umfassende Modernisierung von Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Kultur im Auge hatte, bildete die modernisierte Kartographie einen unverzichtbaren Baustein in seinem Reformwerk. Denn – neben aller praktischer Bedeutung für Wirtschaft, Verkehr und Verwaltung waren exakte Karten auch ein Instrument zur Visualisierung der Erneuerung. Die Bedeutung dieses Motivs belegt der neue Stadtplan von Nantong, der 1925 als Vierfarbendruck in 1:6.000 auf der Grundlage der Landesaufnahme entstand (Abb. 3). Die Kreisstadt Nantong mit ihren weniger als 100.000 Einwohnern, vertreten durch die Führungsgestalt Zhang Jian, verstand sich als Modellstadt (*mofan chengshi*) für die Erneuerung Chinas. Diesem hohen Anspruch entspricht der Plan nicht nur in seiner topographischen Genauigkeit, sondern auch in seiner inhaltlichen Breite, die man selbst in heutigen chinesischen Stadtplänen nicht ohne weiteres erwarten kann:

Im Unterschied zu herkömmlichen Stadtplänen, die sich auf die Wiedergabe der ummauerten Stadt beschränkten, sind hier die alte Stadt und ihr Umland gleichermaßen abgebildet. Neben den Kanälen und Straßen sind auch die Bus- und Schifffahrtslinien mit Haltestellen eingetragen. 15 Schulen der unterschiedlichsten Ausrichtung, das Museum, Bibliothek, Opernhaus, Klub- und Vereinsgebäude, Märkte, Banken und Hotels, gewerbliche Betriebe, Kliniken, Altersheime, das Gefängnis, öffentliche Parks und Sportplätze sind ebenso lokalisierbar wie die historischen Tempel und das Spektrum der Verwaltungsbauten, incl. Polizei und Feuerwehr. Einzelne namentlich genannte Villen verweisen auf die privilegierten Wohnstandorte.

Beim Vergleich der kartographischen Produkte zwischen 1875 und 1926 sind also eindeutige Verbesserungen festzuhalten. Sie waren den genannten Motiven geschuldet, aber auch dem Wegfall zentralstaatlicher Kontrolle und dem Wunsch nach erfolgreicher Konkurrenz mit den ausländischen Mächten. Doch war die lokale Kartographie weiterhin dem Grundproblem, dem Fehlen eines mathematisch-geodätischen Projektions-Modells, mit dem das ganze Land abbildbar wäre, ausgewichen. Ob Zhang Jian der Widerspruch zwischen einer traditionellen Gitterkarte und einer Karte, der eine bestimmte Projektion zugrunde liegt, überhaupt bekannt war, wissen wir nicht. Zum Innovationsschub einer landesweit verbindlichen Projektion kam es erst nach 1949, als innerhalb von weniger als zwei Jahrzehnten eine landesweite topographische Kartierung in mehreren Maßstabsebenen verwirklicht werden konnte. Doch blieben diese Erfolge der Öffentlichkeit bis in

die Gegenwart hinein vorenthalten. Bei Infrastrukturprojekten, Flurbereinigung und im Städtebau arbeitete man – vergleichbar mit der Situation in der DDR – mit zivilen, inhaltlich reduzierten Ausgaben. Stadtpläne der Güte jenes von Nantong 1926 waren aber bis in die späten 80er-Jahre für die normale Bevölkerung in der Mehrzahl der Städte nicht verfügbar.⁹ Kartographie gehörte nach 1949 erneut – wie bereits in der Qing-Zeit – zum nicht-öffentlichen Bereich, war vielmehr streng limitiertes Herrschaftswissen. Erst mit der Reform- und Öffnungspolitik beginnt sich neben dem allmächtigen Staats- und Parteiapparat vorsichtig eine bürgerliche Öffentlichkeit zu konstituieren, in der Karten zum alltäglichen Gebrauchsgut werden. Die dank der individuellen Motorisierung und der digitalen Revolution erhöhte Mobilität der Bevölkerung, aber auch die größere Liberalisierung der Wissenschaften, förderte eine bessere, allen zugängliche Kartographie.

4 Fazit

So kommen wir abschließend auf das eingangs von Klüser beobachtete Forschungsdefizit zurück: unsere noch unscharfen Vorstellungen hinsichtlich des Übergangs vom Traditionellen zum Modernen, dem Nebeneinander von Brüchen und Kontinuitäten in der Kartographie Chinas. Im Falle Shanghais überwog eher der Bruch, weil hier ausländische Interessen chinesischen klar gegenüberstanden. Im Falle von Nantong verlief die Modernisierung der Kartographie anders, da hier dieser politische Konflikt fehlte. Es entstand unter Rückgriff auf ausländische Vorbilder höchstwahrscheinlich erstmals für China ein modernes Kartenwerk, dem allerdings – soweit wir es bis heute wissen – eine Projektion als Grundlage fehlte. Nur in diesem Sinne handelte es sich also noch um eine „traditionelle“ Darstellungsweise.

Welche Gründe lassen sich benennen für die relativ späte und langsame Durchsetzung und Nutzung moderner kartographischer Produkte? Ein Grund war sicher, dass die Führung des jungen Staates sich noch bis weit in die 1970er-Jahre hinein militärischer Bedrohung durch äußere und innere Feinde ausgesetzt sah, weshalb die moderne Kartographie geheime Verschlussache bleiben musste. Normalverbraucher hatten sich mit absichtlich deformierten und inhaltlich reduzierten Karten ohne Maßstabsangabe oder einer „Meterlatte“ zu begnügen. Doch gab es auch weitere Umstände, die die Popularisierung von modernen Karten im Vergleich zu Europa verzögerten. Zwei vermutlich wichtigere verdienen es, genauer untersucht zu werden:

Die Verrechtlichung der Landnutzung beginnt erst in den späten 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts. Erst danach entstand ein modernes Liegenschaftskataster für die Städte, und Individuen konnten ebenso wie die unterschiedlichsten Institutionen befristete Nutzungsrechte in Städten oder auf dem Land erwerben. Für einen solchen Immobilienverkehr und die Festlegung von einklagbaren Rechten und Pflichten der Landnutzer ist der erweiterte Zugang zu Vermessungsunterlagen unverzichtbar.

Eine Parallele für die frühe massenhafte Kartennutzung in staatlichen und öffentlichen Institutionen europäischer Länder fehlt in China: In den meisten europäischen Staaten gab

es – im Unterschied zu China – seit dem 19. Jahrhundert für längere Zeiträume die allgemeine Wehrpflicht. Durch diese kam ein großer Teil der Bevölkerung mit Karten in Kontakt. Daneben wurde im Westen die Nutzung von Karten in vielen Jugend- und Sportorganisationen geübt, ganz abgesehen von der Popularisierung der Karten durch den Tourismus.

Aber es gibt in China nicht nur eine verzögerte Popularisierung der „modernen“ Kartographie. Es gibt auch eine klammheimliche Persistenz traditioneller kartographischer Muster. So blieb etwa eine bürokratisch-formalistische Raumwahrnehmung (die wir bereits bei den traditionellen Stadtplänen von Shanghai und Nantong beobachteten) bis in die jüngste Vergangenheit wirksam, wenn z. B. beim chinesischen Provinzatlant, aber auch dem offiziellen Weltatlas grundsätzlich das Prinzip entscheidend war: ein Land oder eine Provinz = eine Kartenseite. Im Weltatlas der frühen 70er-Jahre erhalten europäische Länder jeweils eine eigene Kartenseite, unabhängig von ihrer realen Größe. Albanien wurde so genau so wichtig wie z. B. das Vereinigte Königreich oder Deutschland (o. A. 1983). Daneben können wir bis in die Gegenwart die Bedeutung der kosmologischen Raumwahrnehmung beobachten mit entsprechenden mentalen Karten, die sich etwa darin äußert, dass ein Unternehmer bei der Standortwahl für einen neuen Betriebs einen Fengshui-Meister konsultiert und dessen Empfehlung auch tatsächlich folgt.

Trotz dieser nach wie vor starken (Nach-)Wirkungen der traditionellen Raumwahrnehmung und Kartographie ist in der Gegenwart die moderne Kartographie omnipräsent. Ganz rezent aber ist das Interesse für die Erzeugnisse der traditionellen chinesischen Kartographie, ihre Erforschung und Nutzung. Nach Jahren der Turbo-Urbanisierung und der damit verbundenen Zerstörung historischer Stadtkultur und Kulturlandschaft artikuliert sich jetzt ein neues Interesse an Geschichte. Allgemein beklagt wird der Zustand, dass „tausend Städte ein Gesicht“ hätten, und landesweit sind Stadtbewohner auf der Suche nach der Eigenart ihrer Stadt und ihrer Region. Das führt zu einer Integration der Inhalte traditioneller Karten in moderne Informationssysteme, fördert aber auch einen verklärten Blick in die Vergangenheit.

Anmerkungen

- 1 Genuin chinesisch waren die Investitions-Initiative, das unternehmerische Konzept und die betriebswirtschaftliche Praxis. Selbstverständlich bedienten sich die chinesischen Unternehmer der ausländischen Technik und Expertise: Der Maschinenpark war aus dem Vereinigten Königreich importiert und verschiedene ausländische Experten (für den Industriebau, den Wasserbau, die Bildung, die Vermessung u. a.) waren hier zeitweilig engagiert.
- 2 Die Abfassung solcher Kreis-Beschreibungen gehörte seit langem zu den Verantwortlichkeiten der lokalen Beamten. Für diesen landesweit abrufbaren (ca. 1700 Landkreise!) Quellenkorpus gibt es hinsichtlich der historischen Tiefe und thematischen Breite in Europa nichts Vergleichbares. Karten hatten in ihnen einen wichtigen Platz. Ihre

- Qualität hat sich allerdings nicht gradlinig im Verlauf der Jahrhunderte verbessert, sondern variierte erheblich nicht nur von Dynastie zu Dynastie, sondern auch von Provinz zu Provinz, auch von einer Chronik zur nächsten und sogar innerhalb einer Chronik.
- 3 Traditionelle chinesische Längenmaße sind Zoll (*cun*), Fuß (*chi*), 10 Fuß (*zhang*), Meile (*li*). Bei den traditionellen Regionalkarten wurde der Abstand der Gitterlinien in *li* gemessen. Ein *li* hat unterschiedliche Längen, im Allgemeinen zwischen 500 und 600 m.
 - 4 Für diese findet sich eine nach wie vor ausgezeichnete zusammenfassende und komparative Darstellung in Needham 1959, S. 497-590
 - 5 Die verschiedenen Aspekte dieser Industrialisierung sind nicht nur in chinesischen sondern auch in mehreren fremdsprachigen Monographien bestens aufgearbeitet, sodass hier auf diese verwiesen werden kann: Köll 2003; Shao, Qin 2004; Shao, Yaohui 2012
 - 6 Kleine graphische Ungenauigkeiten im mm-Bereich sind vermutlich reprototechnisch bedingt.
 - 7 Traditionell war man geneigt, das Verzerrungsproblem zu übersehen. Die Abbildung der Erdoberfläche mit Gitterquadraten entsprach der alten Vorstellung von dem runden Himmel, unter dem die Erde ein Quadrat bildet (*tian yuan, di fang*).
 - 8 Deshalb fand diese Kartenserie keine Erwähnung mehr im offiziellen mehrbändigen Werk: Cao 1997.
 - 9 Eine Durchsicht chinesischer Stadtpläne ergab, dass bis 1982 stets Maßstab und Entfernungsangabe (in Form einer km-Latte) fehlten. Danach hat man sie zunehmend eingeführt, doch bis heute sind sie noch nicht immer gegeben.

Literaturverzeichnis

- Cao, Wanru u. a. 1997: *Zhongguo gudai ditu ji, qingdai* (An Atlas of Ancient Maps in China – the Qing Dynasty 1644-1911). Beijing: *wenwu chubanshe*
- Herrmann, Albert 1922: Die Westländer in der chinesischen Kartographie, in: Sven Hedin. Southern Tibet, Bd. 8, Teil 2, S.89-406. Stockholm
- Köll, Elisabeth 2003: From Cotton Mill to Business Empire: The Emergence of Regional Enterprises in Modern China. Harvard East Asian Monographs Series Vol. 229. Cambridge, Mass.: Harvard University Press
- Klüser, Günter 2009: Traditionelle chinesische Kartographie – eine kritische Aufarbeitung absurder Darstellungen, in: Michalsky, Tanja / Schmieder, Felicitas / Engel, Gisela (Hrsg.): Aufsicht – Ansicht – Einsicht. Neue Perspektiven auf die Kartographie an der Schwelle zur Frühen Neuzeit. Frankfurter Kulturwissenschaftliche Beiträge, Bd. 3, 2009, S. 21-42. Berlin: trafo
- Needham, Joseph 1959: Science and Civilisation in China, Vol. 3, Mathematics and the Sciences of the Heavens and the Earth, S. 497-590. Cambridge: Cambridge University Press

- o. A. 1973: *Shijieditu* (Weltatlas), Beijing: *Ditu Chubanshe*
- o. A. 1983: *Zhonghua renmin gongheguo fen sheng ditu* (*Hanyu pinyinban*) – Atlas der Provinzen der VR China, 1977, 2. Auflage 1983: Shanghai: *Ditu chubanshe*
- Shao, Qin 2004: *Culturing Modernity: The Nantong Model, 1890-1930*. Stanford: Stanford University Press
- Shao, Yaohui 2012: *Der grüne Beitrag zum Gesamtkunstwerk Nantong – Zhang Jian und die Anfänge der modernen Landschaftsgestaltung in China, Materialien zur Geschichte der Gartenkunst*, Bd. 9. Berlin: Universitätsverlag der TU Berlin
- Ye, Catherine Vance 2000: *Wo bitte ist Shanghai? Stadtpläne und die Auseinandersetzung um das Image der Stadt zwischen 1860 und 1930*, in: Vöckler, Kai; Luckow, Dirk (Hrsg.) *Peking Shanghai Shenzhen - Städte des 21. Jahrhunderts*, S. 194-207. Frankfurt/New York: Campus